

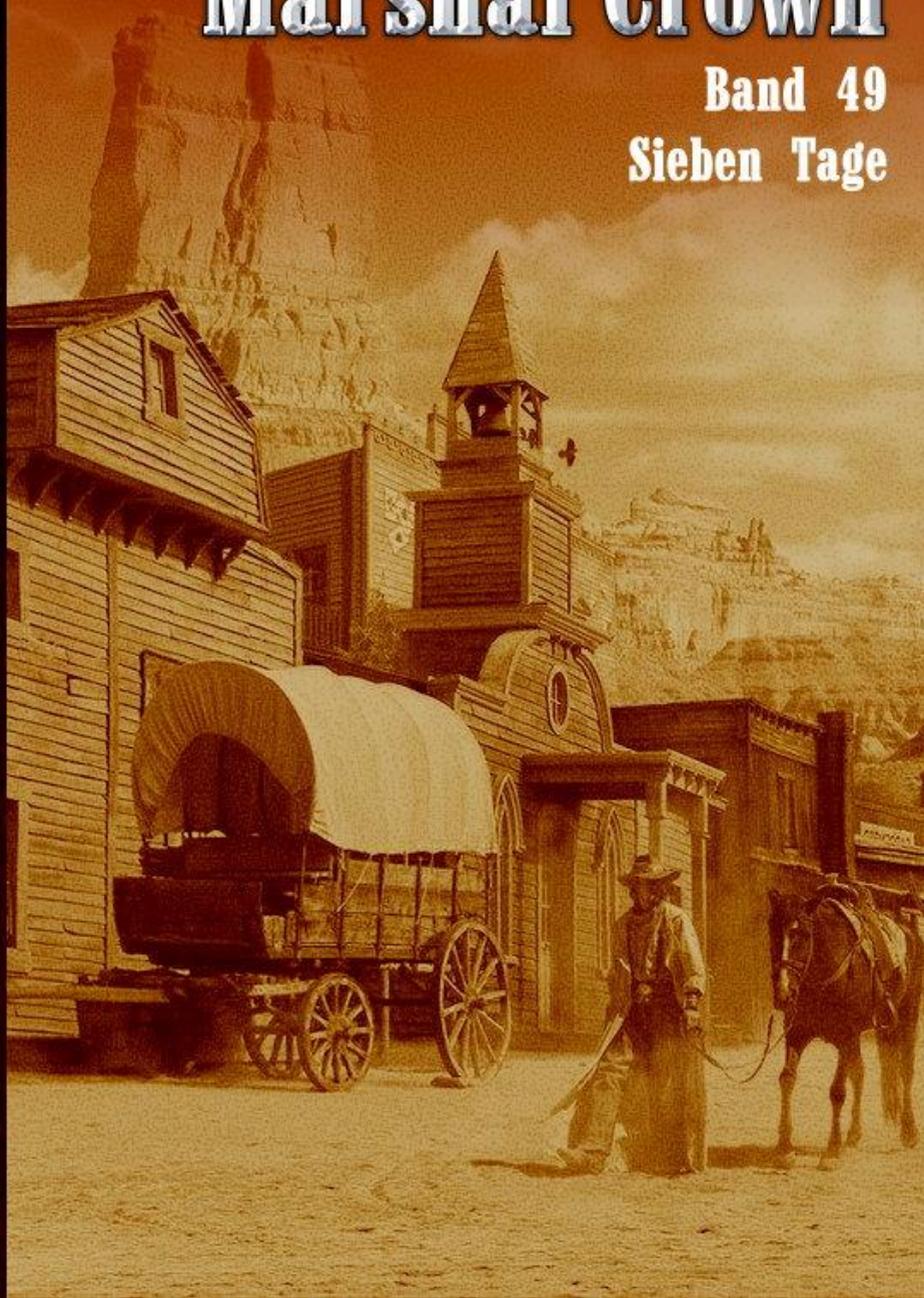


C. C. Slaterman

# Marshal Crown

Band 49

Sieben Tage



WESTERNSERIE





C. C. Slaterman

**Marshal Crown**

**Sieben Tage**

Western

[www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Cover © 2021 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2021 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

# SIEBEN TAGE

Sie erreichten den Nueces River, als im Osten die ersten Strahlen der Morgensonne den Frühnebel zu durchdringen versuchten, der wie nasse Watte über den Niederungen des Flusses hing.

Fünfzehn Männer; bis an die Zähne bewaffnet.

Sie hatten die Hufe ihrer Pferde mit Stoffetzen umwickelt, genauso wie die Steigbügel, das Zügelwerk und die Ösen der Gebisskandaren.

Nichts klirrte, niemand hörte sie.

Am Ufer des Flusses angekommen zügelte der vorderste der Reiter seinen Braunen, drehte sich im Sattel um und richtete den Blick auf die anderen, die ihre Pferde nun ebenfalls zum Stehen brachten.

»Scheint alles ruhig zu sein, anscheinend schlafen diese roten Hurensöhne noch alle.«

»Noch«, flüsterte einer der anderen ebenso leise.

»Aber nicht mehr lange, Tucker! Ha, das wird ein feiner Spaß. wenn wir ihnen ihre verwanzten Hütten über dem Kopf anzünden.«

Ethan Tucker, ein kaum mehr als mittelgroßer Mann mit einem dichten Vollbart, grinste zustimmend und nahm den Arm hoch.

»Also los, Jungs!«, sagte er halblaut. »Ihr wisst, was ihr zu tun habt.«

Die Männer nickten, kurz darauf hielten alle ihre Gewehre in den Händen.

Dann schwärmten sie aus.

Während sie ihre Pferde in einer langgezogenen Linie lang-

sam durch das seichte Wasser des Nueces trieben, schälten sich am gegenüberliegenden Ufer allmählich die Umrisse eines kleinen Indianerdorfes aus dem Fröhduust.

Es dauerte nicht lange, bis die Reiter auf Schussweite herangekommen waren, trotzdem war vom Lager der Lipan-Apachen her immer noch kein Laut zu hören.

Dann schlug ein Hund an.

Doch nur kurz, denn genauso abrupt, wie der Hund zu belen anfang, verstummte er auch wieder. Eine weißhaarige Indianerin war bereits mit dem ersten Kläffen aus einem der Wikiups herausgetreten, hatte einen Stein vom Boden auf gelesen und dem Tier an den Schädel geworfen. Während sich der Hund jaulend und mit eingezogenem Schwanz davon trollte, ballte die alte Frau die Hand zur Faust und schüttelte sie ihm wütend hinterher.

Dann wandte sie sich ab, um wieder in ihre Zweigenhütte zurückzukehren. Doch inzwischen war es hell genug geworden, um die herankommenden Reiter klar zu erkennen. Die Indianerin blieb vor Entsetzen einen Moment wie erstarrt stehen. Dann begann sie zu schreien und zeigte wild gestikulierend auf die Berittenen.

Im Dorf wurde es daraufhin sofort lebendig. Überall in den Hütten entstand Bewegung, Stimmen wurden laut, hier und da kamen halb angezogene Indianer schlaftrunken aus ihren Unterkünften und jeder wollte vom anderen wissen, was los war.

Aber es war zu spät.

Die Reiter hatten bereits die ersten Hütten erreicht und begannen zu schießen.

Die alte Frau war ihr erstes Opfer. Die Kugeln trafen sie, als sie versuchte, sich in ihrer Hütte in Sicherheit zu bringen. Sie

zuckte unter dem Einschlag der tödlichen Projektile zusammen, stolperte und war bereits tot, noch ehe ihr hagerer Körper den Boden berührte.

\*

»Muss das sein?«

Verwundert sah Richard Coke von den Papieren auf, die er vor sich auf seinem Schreibtisch ausgebreitet hatte. Jim Crown, der Mann, der ihm diese Frage gestellt hatte, war einer von den besten US-Marshals, die derzeit in seinen Diensten standen. Ein Mann von sechs Fuß und vier Inches Größe mit der geballten Kraft von zweihundertzehn Pfund Lebendgewicht. Sein kantiges Gesicht war von einer dichten, fast blauschwarzen Haarmähne umrahmt, die an den Schläfen von ungewöhnlich vielen grauen Strähnen durchzogen war.

Ein Umstand, der dem Tod seiner ersten Frau geschuldet war, aber das war ein Thema, das Jim Crown nie erwähnte, und wenn er trotzdem einmal daraufhin angesprochen wurde, nur mit eisigem Schweigen beantwortete.

Der Gouverneur legte den Kopf etwas schief und musterte den Marshal stirnrunzelnd.

»Was soll das heißen, Jim?«

»Wie Sie wissen, habe ich mich noch nie vor einem Job gedrückt, aber in diesem Fall möchte ich Sie doch bitten, einen von den anderen Jungs damit zu beauftragen. Ich bin Curly Jones, diesem verrückten Halbblutkiller, fast zwei Monate lang durch halb Texas gefolgt, um ihn zur Strecke zu bringen, und habe nebenbei auch noch die Reeves-Bande unschädlich gemacht.

Nicht, dass ich mich beklagen will, Banditen einfangen ge-

hört nun mal zu meinem Job, aber ich bin erst vor einer Stunde wieder in Austin angekommen und schnurstracks hierher geritten, um Ihnen Bericht zu erstatten. Was ich damit sagen will, ist Folgendes: Ich habe meine Frau seit über sieben Wochen nicht mehr gesehen. Mary Ann würde es mir nie verzeihen, wenn ich jetzt erneut losreite, anstatt endlich einmal wieder ein paar Tage mit ihr zusammen zu verbringen.«

Coke erhob sich hinter seinem Schreibtisch.

»Ich verstehe dich vollkommen und wie du weißt, bin ich auch der Letzte, der seinen Angestellten keine Ruhepausen gönnt. Aber ich kann dich nicht länger als achtundvierzig Stunden freistellen, dazu ist die Mission, für die ich dich brauche, zu wichtig.«

Crown senkte den Kopf und seufzte. Er wusste, dass ihm Mary Ann garantiert die Hölle heiß machen würde, er wusste aber ebenso, das, wenn der Gouverneur in diesem Tonfall zu einem sprach, seine Anweisungen etwas Endgültiges, ja Unabänderliches an sich hatten.

Trotzdem wagte er einen Versuch.

»Okay, aber können Sie mir nicht wenigstens drei Tage freigegeben, obwohl Mary Ann auch darüber alles andere als begeistert sein wird?«

Die Lippen des Gouverneurs verzogen sich zu einem freudlosen Lächeln.

»Das kann ich nicht, Jim, tut mir leid, aber ich muss an unser Land denken.«

Crown, der vor seinem geistigen Auge bereits die Tassen und Teller auf sich zu fliegen sah, die Mary Ann mit Sicherheit in ihrem Temperament nach ihm warf, wenn sie erst erfuhr, dass er bereits übermorgen wieder im Sattel saß, versuchte es noch einmal.

»Dann zweieinhalb Tage?«, fragte er vorsichtig.

Der Gouverneur überlegte kurz und nickte dann.

»Okay, aber nur, weil du es bist. Aber ich warne dich, wenn du nicht spätestens in sechzig Stunden wieder in meinem Büro erscheinst, wirst du mich kennenlernen.«

Cokes nahm den Kopf wie ein Raubvogel hoch, der seine Beute ins Auge gefasst hatte.

»Tut mir leid, dass ich das so deutlich sage, aber das Schicksal unseres ganzen Landes steht auf dem Spiel.«

Jim schluckte hörbar, so ernst hatte er den Gouverneur noch nie erlebt.

»Was um Himmels willen ist denn geschehen, dass Texas nur noch durch die Anwesenheit meiner Wenigkeit vor dem Untergang gerettet werden kann? Verzeihen Sie die Frage, Gouverneur, aber ich war fast zwei Monate lang in der Wildnis unterwegs und bin deshalb noch nicht auf dem neuesten Stand der Dinge.«

»Das kann ich dir sagen, wobei dieser Konflikt nicht wirklich neu ist. Wir schleppen dieses Problem schließlich schon seit über fünfzig Jahren mit uns herum.«

»Wie bitte?«, entgegnete Crown sichtlich irritiert.

»Ich will die Arbeit meiner Vorgänger, ob sie jetzt Houston, Jackson oder Pease heißen, nicht schmälern. Bei Gott, ihre Verdienste für Texas sind unzweifelhaft groß, ohne sie wären wir nicht da, wo wir heute sind. Aber etwas muss ich ihnen dennoch ankreiden und das ist ihre Indianerpolitik, besser gesagt ihre fehlende Indianerpolitik, und genau dieses Problem fällt uns jetzt vor die Füße.«

»Wie darf ich das verstehen?«

»Das ist ganz einfach. Bis vor geraumer Zeit bestand unsere

Indianerpolitik nur aus Vernichten und Vertreiben. Außer Houston haben fast alle bisherigen Gouverneure dafür gesorgt, dass die Indianerstämme nach und nach entweder aus Texas vertrieben oder ausgerottet wurden. Aber die Zeiten haben sich geändert, die Indianer sind schließlich nicht dumm. Sie haben längst erkannt, dass sie einzeln nicht gegen uns bestehen können, deshalb beginnen sie sich überall im Land zusammenzuschließen. Im Westen und Nordwesten die Mescalero-, Lipan- und Kiowa-Apachen, in der Mitte des Landes die Comanchen, Arapahoes, Southern Cheyenne und die Kiowas und im Süden die Wichitas und die Allianz der vereinten Caddo-Stämme. Was denkst du wohl, was passiert, wenn diese Stämme alle gleichzeitig das Kriegsbeil ausgraben?«

Das Gesicht des Marshals verfinsterte sich augenblicklich.

»Da viele von ihnen über Feuerwaffen verfügen, käme das wohl einer Katastrophe gleich.«

»Und das ist noch untertrieben«, behauptete Coke. »Sicherlich haben die Indianer auf die Dauer keine Chance gegen unsere Armee, aber bis sie besiegt sind, werden Hunderte, wenn nicht sogar Tausende von Menschen sterben. Ich muss wohl nicht extra erwähnen, dass die meisten davon Frauen, Kinder und Alte sein werden, und zwar hüben wie drüben.«

»Wie immer«, sagte Crown bitter.

»Eben! Und deshalb bin ich schon seit Langem bestrebt, alle Parteien an einen Tisch zu bringen, die Häuptlinge der freien Stämme ebenso wie die Armeeführung, Vertreter der Kirche, eine Abordnung der texanischen Regierung und auch maßgebliche Beamte vom Indian Bureau in Washington.«

»Da haben Sie sich aber eine Menge vorgenommen, Gouverneur.«

»Und auch bereits eine Menge bewegt«, entgegnete Coke mit einem zufriedenen Lächeln. »Das Treffen wird in Fort Duncan, nahe des Rio Grande stattfinden. Das ist neutraler Boden, keiner der Stämme hat dort seine Jagdgründe und die Grenze zu Mexiko, hinter der wir keinen Zugriff mehr auf sie haben, ist nicht weit, falls die Indianer einen Hinterhalt vermuten. Es haben auch schon die meisten Häuptlinge eingewilligt, aber leider nur unter der Bedingung, dass auch die Führer des größten Indianerstammes von Texas ihr Kommen zusagen.«

»Sie meinen die Comanchen?«

Coke nickte. »Richtig, und genau deswegen brauche ich dich.«

Jim ahnte plötzlich, was kommen würde. Sein Wort hatte bei den Comanchen nicht nur seit seiner Freundschaft zu Eagleman großes Gewicht, da gab es noch andere Dinge.<sup>1</sup> Aber er sagte nichts, sondern ließ den Gouverneur weiterreden.

\*

Morgendämmerung im Val Verde County.

Friedlich erstreckte sich das Land zu beiden Seiten des Pecos River und die einzigen Geräusche, die an diesem Morgen die Stille durchbrachen, waren das Rauschen des Wassers und das Rascheln der Sträucher am flachen Ufer des Flusses.

Doch plötzlich wurde das Rascheln lauter, eine Vogelschar flatterte aufgeregt aus einem Dornengebüsch empor und zwei Wühlmäuse rannten fiepend in ihren Bau zurück. Dann

---

<sup>1</sup> Siehe Band 5 *Comanchen sterben einsam* und Band 36 *Verdammt, verflucht und vogelfrei*

war das Brechen von Zweigen und Ästen zu hören und schon einen Moment später trampelte ein Weißwedelhirsch ungestüm aus dem Unterholz hervor und lief zum Wasser.

Immer wieder hob das Tier dabei den Kopf und witterte argwöhnisch in die klamme Morgenluft.

Aber es blieb still.

Kein Laut drang aus dem Ufergebüsch, das sich hinter dem Hirsch wieder zu einer undurchdringlichen Wand erhoben hatte. Das Tier äugte noch einmal nach links und rechts und blieb schließlich breitbeinig am Ufer stehen. Dann beugte es den Kopf und tauchte sein Maul in die Fluten des Flusses.

Im selben Augenblick ertönte ein leises Sirren und aus dem Unterholz zischte ein Pfeil heraus,

der sich mit geradezu unheimlicher Präzision neben dem Schulterblatt tief in den Leib des Hirsches bohrte.

Ein Zittern durchlief das tödlich getroffene Tier, das noch ein, zwei unsichere Schritte zur Seite machte und dann in den Ufersand fiel. Dort zuckte es noch einmal mit den Vorderläufen und lag dann endgültig still. Blut sickerte aus der Wunde und seinem aufgerissenen Maul und färbte das Wasser des Pecos für einen Moment in helles Rot.

Einen Atemzug später tauchte ein Indianer aus dem nahen Ufergebüsch auf. Der Mescalero

war ein breitschultriger, stämmiger Krieger, dessen Gesicht von einer wilden, schulterlangen Haarmähne eingerahmt war, die nur mühsam von seinem sandfarbenen Stirnband gebändigt wurde. Außer seinem Jagdbogen war er noch mit einem unterarmlangen Schlachtmesser und einem Schädelbrecher bewaffnet.

Ohne sich weiter umzusehen, ging er auf den Hirsch zu, zerzte ihn aus dem Wasser und begann sogleich damit, das

Tier aufzubrechen und zu zerlegen. Er war gerade dabei, die blutigen Fleischstück im fließenden Wasser des Pecos zu säubern, als es erneut im Ufergebüsch raschelte.

Der Mescalero drehte instinktiv den Kopf.

Die Überraschung des Indianers war groß, als er erkannte, dass ein weißer Mann an den Fluss gekommen war. Mit einem freudlosen Grinsen deutete dieser auf den erlegten Hirsch.

»Du weißt schon, dass es euch verboten ist, außerhalb der Reservation zu jagen?«, knurrte er anstelle einer Begrüßung.

Der Apache wandte den Kopf und deutete arglos auf den Pecos River.

»Unser Land geht bis Fluss«, radebrechte er mit gutturaler Stimme. »Erst Fluss ist Grenze. Savvy<sup>2</sup>?«

Der Mescalero ahnte nicht, dass es dem Mann egal war, ob er den Hirsch auf dem Gebiet der Reservation erlegt hatte oder nicht, er hatte etwas ganz anderes im Sinn.

Er merkte es erst, als er den Kopf wieder drehte und sich ihm zuwandte. Aber da war es zu spät. Der Mann stand bereits vor ihm.

Der scharf geschliffene Stahl seines Bowiemessers glitzerte für einen Moment in der Morgensonne, dann stieß er ihm die 14 Inch lange Klinge tief in den Bauch. Mit voller Kraft riss er das Messer daraufhin erst nach links und dann schräg nach unten.

Der Mescalero starb noch im Stehen, während ihm die Eingeweide aus dem Leib quollen.

---

<sup>2</sup> Savvy ist das im Südwesten amerikanisierte, ursprünglich mexikanische Wort *sabe*, was so viel wie *ich weiß* bedeutet. In der Bevölkerung von Texas, Arizona und Neu Mexiko und hier insbesondere bei den Cowboys und Indianern wird es meistens für *verstanden* oder *klar* benutzt.

Der Mann wartete, bis er reglos am Boden lag, beugte sich dann über ihn und griff in das volle Haar des toten Indianers. Mit schnellen Schnitten trennte er ihm den Skalp vom Schädel und schlenkerte die grauenvolle Trophäe umher, dass das Blut, das noch daran haftete, wie roter Regen durch die Gegend spritzte.

Ohne den Toten eines weiteren Blickes zu würdigen, säuberte der Mörder danach den Skalp und sein Messer im Fluss, so wie es der Indianer noch vor wenigen Minuten mit dem Fleisch des erlegten Hirsches getan hatte, und stapfte dann wieder in das Ufergebüsch zurück.

Dort, am nördliche Ende der Büsche und Sträucher, wartete bereits ein Reiter auf ihn, der die Zügel eines zweiten Pferdes in den Händen hielt.

Der Mann war kaum mehr als mittelgroß und hatte einen ungepflegten Vollbart, der die ganze untere Hälfte seines Gesichts bedeckte.

»Und, alles klar?«

»Alles klar, Ethan«, sagte der andere nur, stopfte den Skalp in die Satteltasche und schwang sich auf den Rücken des bereit stehenden Pferdes.

»Gut«, erwiderte der Bärtige. »Dann wollen wir unseren Freund Bickham mal zur Kasse bitten.«

»Hoffentlich«, sagte der Mann, der gerade erst einen Menschen erstochen und skalpiert hatte. »Schließlich war nur von einem Indianerstamm die Rede, den wir aufwiegeln sollten, doch wir haben zwei davon, den Lipans und den Mescaleros in den Arsch getreten. Das sollte dem Fettsack eigentlich eine Extraprämie wert sein, oder wie denkst du darüber, Tucker?«

Dabei deutete er auf seine ausgetretenen Stiefel.

»Ich könnte nämlich mal wieder ein paar neue Schuhe ge-

brauchen, bei den alten Dingen lösen sich langsam die Sohlen.«

Ethan Tucker lachte laut auf. »Ha, wenn das hier vorbei ist, Jesse, wirst du so viel Geld in den Taschen haben, dass du dir einen ganzen Schuhladen kaufen kannst.«

\*

Die Sonne stand einer weißglühenden Scheibe gleich fast senkrecht am Himmel, als der zweisitzige Buggy die ausgefahrene Überlandstraße verließ und auf die schroffe Hügelkette zuhielt, die den Rio Grande mehrere Meilen südwärts begleitete.

Der überdachte, vierrädrige Kutschwagen war ein vornehmes Cumberland-Modell mit einer Sitzbank aus genopptem, dunklem Leder, einem Wagenbock aus handpoliertem Pinieneholz und silbernen Zierleisten.

Jetzt allerdings war von seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit so gut wie nichts mehr zu sehen. Das vornehme Gefährt war fast gänzlich von einer ockerfarbenen Staubschicht überzogen. Rumpelnd rollte der Wagen über einen holprigen Pfad, der quer durch das Hügelland führte. Obwohl die Mittagssonne unbarmherzig auf das Land niederbrannte, schien sich der Kutscher des Buggys, ein dürrer Mann, der mit seinen sandfarbenen Haaren und der hellen Staubjacke wie ein hagerer Wüstenwolf wirkte, nicht im Geringsten an der mörderischen Hitze zu stören.

Im Gegensatz zu seinem Sitznachbarn, einem bulligen Endvierziger mit kantigem Schädel und feuerroten, kaum mehr als streichholzlangen Haaren.

Trotz den hohen Temperaturen trug er einen dunklen An-

zug und ein Leinenhemd mit Schnürsenkel-Krawatte, das bis zum obersten Knopf zugeknöpft war. Er schnaufte und japste bei jedem Yard, den sie zurücklegten, als müsste er die Kutsche ziehen und nicht die beiden Gespann-Pferde.

»Wir sind gleich da«, sagte der Kutscher unvermittelt und deutete mit der Rechten nach vorne. »Der Ort, an dem Sie sich mit Tucker treffen wollen, liegt gleich da vorne hinter dem Felsen.«

Der Anzugträger wischte sich mit einem blütenweißen Taschentuch den Schweiß aus dem Gesicht und richtete seine Augen auf die Stelle, auf die der Kutscher zeigte.

Dann schnaufte er hörbar.

»Gott sei Dank. Hoffentlich ist Tucker auch pünktlich, diese Hitze ist ja nicht zum Aushalten.«

Phil Stone, der hagere Kutscher, zuckte mit den Schultern.

»Warum haben Sie ihn nicht in die Stadt kommen lassen, Mister Bickham? Dann hätte ich Sie in dieser Hitze nicht durch die Gegend kutschieren müssen.«

Charles Bickham zuckte zusammen, als wäre er in ein Klapperschlangennest getreten.

»Wo? Nach Morton und womöglich auch noch in mein Büro?«, zischte Bickham scharf. »Sind Sie verrückt geworden, Stone? Wenn die Armee dahinter kommt, das ich mit diesem Comanchero Geschäfte mache, kann ich einpacken.«

Stone, der nach Bickhams Rüffel den Kopf zwischen die Schultern gezogen hatte, hob abwehrend seine Linke. »Sorry, Boss, ich dachte nur ...«

»Du solltest das Denken den Pferden überlassen«, erwiderte Bickham herablassend. »Die haben einen größeren Kopf als du.«

Im gleichen Moment kam Hufschlag auf.

Bickham drehte den Kopf und sah, wie drei Reiter von Osten her auf den Buggy zukamen.

»Na also«, sagte er, nachdem er den vordersten von ihnen erkannt hatte. »Tucker mag zwar ein Arschloch sein, aber er ist wenigstens pünktlich.«

Die drei Männer ritten auf sie zu und zügelten ihre Pferde vor dem Gespann des Buggys.

Bickham hob die Hand zur Begrüßung.

»Hallo Tucker, pünktlich wie immer, was?«, fragte er mit einem schmierigen Lächeln, das so falsch war wie eine Drei-Dollar-Note.

Tucker sagte nichts, er nickte nur.

In dem Gesicht des Bärtigen zuckte kein Muskel, während seine Blicke über Bickham glitten.

»Sie haben inzwischen wohl schon davon gehört, das wir außer den Lipan-Apachen auch noch einen weiteren Indianerstamm etwas in Aufregung versetzt haben.«

Bickham nickte. »Natürlich, das war im Übrigen eine gute Idee. Damit dürfte unser Vorhaben noch schneller gelingen.«

»Mit Sicherheit, deshalb habe ich den Mescalero auch umlegen lassen. Allerdings kostet Sie das nachträglich noch ein paar Scheinchen mehr, umsonst ist schließlich nur der Tod.«

»Das habe ich mir schon gedacht, deshalb habe ich die Prämie auch um zweihundert Dollar erhöht.«

»Gut, haben Sie das Geld dabei?«

»Natürlich, abgemacht ist abgemacht. Wir beide sind schließlich Partner, und wenn Sie meine Anweisungen weiterhin so erfolgreich umsetzen, vielleicht in absehbarer Zeit sogar mehr.«

Bickham fuhr mit der Rechten unter seine Anzugjacke und kam einen Moment später mit einem Bündel Geldscheine

wieder zum Vorschein.

»Hier«, sagte er dann und streckte das Bündel Tucker entgegen.

Der Comanchero beugte sich im Sattel vor, nahm das Geld und stopfte es unbesehen in die Seitentasche seiner ärmellosen Kalbslederweste.

»Wollen Sie nicht nachzählen?«, fragte Bickham erstaunt.

»Warum?«, entgegnete Tucker mit ausdrucksloser Miene. »Ich denke, wir sind Partner und Partner beschließen sich nicht, oder?«

»Na...natürlich nicht«, versicherte ihm Bickham eilig.

»Dann ist es ja gut. Also, wie soll es jetzt weitergehen?«

Bickham wurde sofort wieder ernst, als er dem Comanchero antwortete: »Nachdem wir nun unter den Indianern für Unruhe gesorgt haben, ist diesmal die Army dran.«

»Die Armee? Sollen wir etwa Fort Duncan angreifen?«, fragte einer von Tuckers Männern.

Bickham lächelte wieder, diesmal noch schmieriger als bei der Begrüßung.

»Quatsch, es sei denn, ihr seid lebensmüde. Nein, ich dachte da eher an eine kleine Patrouille.«

»Lassen Sie mich raten. Sie wissen natürlich schon, was für eine?«

»Da haben Sie recht. Mir ist nämlich zufällig zu Ohren gekommen, dass nächste Woche ein Waffentransport in Fort Duncan eintreffen soll. Fünfzig nagelneue Winchester-Gewehre Modell 73 mit je einhundert Schuss Munition. Damit will man die Soldaten ausrüsten, die nächsten Monat die Friedensverhandlungen mit den Indianern überwachen sollen.«

»Fünfzig 73er Winchester mit je hundert Schuss Munition, sagen Sie? Verdammt, Bickham, mit dieser Feuerkraft könnte

ich ihr Indianerproblem innerhalb von drei Tagen lösen. Es ist Wahnsinn, diesen Transport zu überfallen, der wird bestimmt besser bewacht als ganz Fort Duncan.«

»Eben nicht, Tucker. Um keine Aufmerksamkeit zu erregen, besteht die ganze Patrouille nur aus zwei Fuhrwerken, die als Sanitätswagen getarnt sind, und einem halben Dutzend Soldaten. Wer würde denn bei ein paar Knochenflickern so ein Waffenarsenal vermuten? Die Wagen haben einen doppelten Boden, und wenn man das nicht weiß, findet man nur Verbandsmaterial, Salben und irgendwelches medizinisches Gerät.«

Erstaunt zog der Comanchero die Augenbrauen hoch.

»Und woher zum Teufel wissen Sie das? Ich habe zwar auch so meine Informanten, aber davon hat mir keiner etwas erzählt.«

»Tja, Tucker, wenn Sie das nötige Kleingeld besitzen, erfahren Sie auch solche Dinge. Eines müssen Sie sich merken, jeder Mensch ist käuflich. Es gibt niemanden auf der Welt, der nicht ab einer gewissen Summe schwach wird.«

Bickham ließ einen Moment verstreichen, bevor er weiterredete.

»Sie werden die Gewehre also übernehmen und sie dann irgendeinem ihrer indianischen Handelspartner übergeben. Wie ich gehört habe, gibt es da einen Kiowa-Apachen-Häuptling, er heißt Peso oder so ähnlich, der im Moment gerade für solche Dinge empfänglich ist. Er ist scheinbar ziemlich machtbesessen und würde uns Weiße gerne lieber heute als morgen wieder zurück ins Meer treiben. Verkaufen Sie ihm die Gewehre, ich bin sicher, dass er sie in unserem Sinne benutzen wird.«

»Das glaube ich auch«, sagte Tucker und strich nachdenk-

lich über seinen Bart.

Geraume Zeit später, nachdem Bickham die Comancheros in seine Pläne eingeweiht hatte, lenkte Stone den Buggy wieder zurück nach Morton. Tucker und seine Begleiter sahen ihnen so lange nach, bis der Wagen nur noch als kleiner Punkt am Horizont zu erkennen war.

»Ich weiß nicht«, sagte einer der Männer, als der Buggy schließlich gänzlich aus ihrem Blickfeld entschwunden war. »Ich traue diesem schmierigen Fettsack nicht über den Weg. Pass auf, Tucker, irgendwann haut uns das Schwein in die Pfanne.«

Der Comanchero-Boss nickte. »Das Gefühl habe ich so langsam auch, Jesse. Was schlägst du also vor?«

»Warum reiten wir nicht nach Morton und sehen in seinem Büro einmal nach, wie viel von dem Kleingeld er tatsächlich besitzt, von dem er ständig redet? Muss ja ein ordentlicher Batzen sein, so wie er damit prahlt.«

Ethan Tucker verzog das Gesicht. »Das wäre zwar eine Idee, aber ich weiß nicht so recht. Warum sollen wir den Hahn zudreihen, aus dem für uns im Moment noch jede Menge Zaster fließt?«

Jesse Marsh, der Mann, den Tucker angesprochen hatte, schürzte die Lippen und kratzte sich nachdenklich am Ohr. »Vielleicht, weil es sein könnte, das er uns den Hahn zuerst zudreht.«

Tucker sagte nichts, stattdessen saß er einen Moment lang reglos im Sattel und starrte in einer Art auf den Boden, als erhoffte er sich dort die Antwort auf die Worte von Marsh.

Schließlich spuckte er in den Sand und zog sein Pferd herum.

»Okay, aber den Job mit den Gewehren nehmen wir noch

mit.«

\*

Der Soldat lag auf dem Rücken. Er war noch ziemlich jung, noch keine zwanzig.

Er hatte die Beine weit von sich gestreckt und hielt mit den Händen den Schaft eines Pfeiles umklammert, der in seinem Hals steckte. Seine Augen waren weit aufgerissen und starrten beinahe anklagend in den stahlblauen Himmel.

Seine Uniform war zerfetzt und man hatte ihn skalpiert.

Er besaß weder Stiefel noch seine Koppel mit der Revolvertasche noch ein Pferd.

Die Geier, die immer noch krächzend und mit ausgebreiteten Schwingen über ihm am Himmel kreisten, hatten Jim Crown den Weg zu ihm gewiesen.

Für die Dauer eines Atemzuges verharrte er in der Bewegung und starrte auf den jungen Soldaten nieder. Seine Hände krampften sich hart um den Schaft seiner Winchester, dann stieg er über den Mann hinweg und sah sich nach Spuren um.

Sein Gesicht wurde noch sorgenvoller, als er nicht nur die Abdrücke von Mokassins im weichen Boden entdeckte, sondern auch die von Stiefeln, genagelten Stiefeln, wie sie in der Armee getragen wurden.

Es waren mindestens sechs Männer, sie hatten sich im nahen Ufergebüsch versteckt und ihn erledigt, kaum dass er die schmale Furt am Fluss durchquert hatte.

Hier gab es nichts mehr für ihn zu tun.

Er konnte den armen Teufel lediglich noch im Sand verscharren, das Pulver einer Patrone über seinem Grab abbren-

nen, um Kojoten und anderes Getier von ihm abzuhalten, und seinen Tod im Fort melden. Er konnte ihn nicht mitnehmen, sein Pferd würde in der Hitze unter der doppelten Last nur mühsam vorankommen und es war gerade die Schnelligkeit seines Buckskins, die ihn letztendlich vor dem gleichen Schicksal bewahren konnte, das den jungen Soldaten ereilt hatte.

Fluchend zog sich Jim wieder in den Sattel und starrte einen Moment auf die vor ihm liegende Hügelkette, die er noch überwinden musste, um nach Fort Duncan zu kommen. Dann kam ihm aber wieder Mary Ann in den Sinn und er musste unweigerlich grinsen.

Ihr Verhandlungsgeschick war wesentlich größer gewesen als das seine. Ihr war es tatsächlich gelungen, den Gouverneur davon zu überzeugen, dass er mindestens vier Tage Ruhe benötigte. Auch wenn sich Coke anfangs dagegen gesträubt hatte, so konnte er sich letztendlich nicht gegen Mary Anns Argumentation erwehren. Sie hatte nämlich Eliza, Cokes Frau auf ihre Seite gebracht und gegen diese beiden war selbst der Gouverneur von Texas machtlos.

Das Schnauben seines Pferdes ließ ihn den Kopf wenden.

Das Grinsen in seinem Gesicht verschwand augenblicklich, denn der Buckskin schnaubte nie umsonst. Mit schmalen Augen blickte Jim über die Furt hinweg und suchte das Land am gegenüberliegenden Ufer ab. Es dauerte nicht lange, bis er weit draußen in der Ebene ein winziges, weißes Pünktchen erblickte, das sich rasch auf ihn zubewegte.

*Holy Shit*, durchzuckte es den Marshal.

Das war deutlich zu viel Staub für eine Horde Indianer oder Gesetzloser, eine derartige Staubwolke, die weithin so sichtbar war, konnte nur von einer Armeepatrouille oder einem

Siedlertreck stammen, die stark genug waren, um keinen Angreifer zu fürchten.

Er sollte recht behalten, es war die Armee.

Es dauerte keine halbe Stunde, bis die ersten beiden Soldaten auf den Fluss zuritten, ihrem Verhalten nach offensichtlich die Vorhut. Kurz darauf folgte ein dritter, danach mindestens noch ein Dutzend weiterer Kavalleristen. Das Wasser in der Furt war kaum mehr als kniehoch und so hatten sie mit ihren Pferden keine Mühe, den Pecos an dieser Stelle zu durchqueren.

Jim wartete, bis die Soldaten die Uferböschung hochgekommen waren, und ritt ihnen dann entgegen. Vier der Reiter kamen auf ihn zu, während die anderen am Ufer zurückblieben.

Einer davon war ein Sergeant, die anderen alle Corporals und gemeine Privates.

Der Sergeant legte Zeige- und Mittelfinger der Rechten an die Krempe seiner Dienstmütze.

»Ich bin Sergeant William Hale, B-Kompanie Fort Duncan, und wer sind Sie?«

»Jim Crown, US-Marshal aus Austin auf dem Weg nach Fort Duncan. Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen gerne die Depesche zeigen, die mir Gouverneur Coke für Ihren Kommandanten mitgegeben hat.«

Der Sergeant winkte ab. »Geschenkt, sagen Sie mir lieber, was hier passiert ist, dass überall am Himmel Geier kreisen. Hat es hier einen Kampf gegeben oder liegt da irgendwo nur ein totes Tier herum?«

»Kampf würde ich nicht sagen, es war eher ein Hinterhalt, und es ist auch kein totes Tier, das da hinten herumliegt, sondern einer von Ihren Jungs.«

Das Gesicht des Sergeant wurde augenblicklich starr.

Crown musste ihn erst gar nicht auffordern mitzukommen, Hale war bereits bei dem Toten, noch bevor er sein Pferd in Bewegung setzte. Als er seinen Buckskin neben ihm zügelte, saß der Soldat wie festgewachsen auf seinem Pferd und stützte sich schwer auf das Sattelhorn.

Mit einem Fluch spuckte er in den Sand und deutete dann auf den Toten.

»Allmächtiger, das ist Dan Adams!«, sagte er ungläubig.

»Sie kennen ihn?«

»Ja, zum Teufel, wo sind die anderen?«

»Welche anderen?«, fragte Jim irritiert.

»Adams und fünf weitere Soldaten hatten den Befehl, zwei Sanitätswagen von Del Rio aus nach Fort Duncan zu eskortieren. Ich hatte die Order, ihnen am Pecos entgegenzureiten, aber wir konnten sie nirgendwo finden. Jetzt sehe ich Adams hier liegen. Also haben sich meine schlimmsten Befürchtungen doch bestätigt, man hat sie überfallen.«

Verwundert musterte Crown den Sergeant.

»Wer macht denn so was? Kein normaler Mensch legt sich mit der Army wegen zwei Wagen mit Verbandsmaterial an.«

»Normalerweise nicht, aber das sind leider keine gewöhnlichen Sanitätswagen.«

»Sondern?«

»Diese Wagen haben einen doppelten Boden, mit ihnen sollten fünfzig neue 73er Winchester-Gewehre mit je einhundert Schuss Munition nach Fort Duncan gebracht werden. Damit wollte man die Soldaten ausrüsten, welche die Verhandlungen mit den Indianern überwachen sollten. Mit dieser Feuerkraft wären sie allen herkömmlichen Waffen haushoch überlegen gewesen.«

Crown starrte den Soldaten an, als hätte er einen sechsbei-

nigen Hund vor sich.

»Das glaube ich jetzt nicht. Fünfzig Schnellfeuergewehre und nur sechs Mann als Begleitschutz? Welcher Narr hat das denn angeordnet?«

»Captain Howard Shipman, er war der Meinung, zwei Sanitätswagen mit ihren Kutschern und sechs Mann Begleitung würden bei Weitem nicht so auffallen wie eine ganze Kompanie, die einen Kastenwagen eskortiert.«

»Mag sein, aber hat Shipman auch einmal daran gedacht, dass diese Menge an 73er Winchester für jeden Indianer und Comanchero in Texas ein gefundenes Fressen sind?«

»Keine Ahnung«, warf Hale ein. »Aber warum fragen Sie ihn nicht selbst? Das Ganze ist schließlich auf seinem Mist gewachsen.«

»Sie halten wohl nicht viel von ihm?«, fragte Crown und bleckte dabei seine Zähne.

»Was soll ich sagen? Er ist Offizier, ich nur Befehlsempfänger.«

»Wenigstens sind Sie ehrlich. Trotzdem sollte ich mich einmal eingehend mit diesem Captain Shipman unterhalten.«

»Warum?«

»Den Spuren nach, die ich hier gefunden habe, trugen die Kerle, die Adams ermordeten, nicht nur Indianermokassins, sondern auch Reitstiefel. Das waren eindeutig Weiße, und dem Profil der Sohlen nach waren es sogar Armeestiefel. Wer immer Adams und die anderen überfallen hat, dieser jemand wusste über den Waffentransport genauestens Bescheid.«

\*

Sie entdeckten Adams' Kameraden und die beiden Sanitäts-

wagen, als sie auf der Suche nach ihnen die Ausläufer jener Hügelkette erreichten, die das letzte Hindernis auf dem Weg zurück nach Fort Duncan darstellte.

Sie fanden sie gleich hinter den ersten Felsen, oder besser gesagt das, was von ihnen noch übrig geblieben war. Die Männer waren alle nackt, man hatte sie skalpiert und ihre Oberschenkel zu Brei geschlagen. Crown wusste, dass dies die Tat von Apachen war, ihrem Glauben nach verhinderten sie damit, dass die Erschlagenen ihren Kriegern ins Totenreich folgen konnten.

Die Soldaten strotzten derart vor Pfeilen, dass sie aussahen wie Stachelschweine, und die Wagen hatte man so zerschlagen, das sie bestenfalls noch als Brennholz taugten. Überall auf dem blutgetränkten Boden lag Verbandsmaterial herum, zerrissene Papiertüten mit weißem Pulver und Dutzende von kleinen Fläschchen mit irgendwelchen Tinkturen.

Aber das Schrecklichste an diesem Anblick waren die Fliegen.

Es mussten Hunderte sein, wenn nicht sogar Tausende.

Dicke, blaugrüne Fliegen, die brummend und summend um die Erschlagenen herumschwirrten, in ihre aufgerissenen Münder krochen oder in die klaffenden Wunden, die ihnen ihre Mörder zugefügt hatten.

Jim wunderte es deshalb nicht, das neben ihm einige Soldaten aus dem Sattel stiegen, in Richtung der nächsten Sträucher wankten und sich dort würgend erbrachen.

Keine Muskel zuckte in seinem Gesicht, als er sich eine seiner geliebten mexikanischen Zigarillos zwischen die Lippen steckte und anzündete, um den beißenden Gestank, der an diesem Ort herrschte, wenigstens etwas aus der Nase zu bekommen.

Sergeant Hale indes ging mit ein paar von den anderen Soldaten zu ihren erschlagenen Kameraden hinüber. Jeder von ihnen hielt einen Klappspaten in den Händen und keiner sagte auch nur ein Wort.

Hale kam zurück, kaum dass Jim zu Ende geraucht hatte. Zwischen den Hügeln erhoben sich nun sieben flache Sandhügel.

»Diese Schweine«, sagte der Sergeant heiser. »So etwas habe ich noch nie gesehen. Sie haben unsere Jungs abgeschlachtet wie Vieh. Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, Marshal, aber jetzt könnte ich einen Drink gebrauchen. Allein um diesen Geschmack von Tod und Blut aus meinem Mund zu bekommen.«

Crown sagte nichts dazu, stattdessen öffnete er eine seiner Satteltaschen, zog eine braune Glasflasche hervor und reichte sie Hale.

»Woher wussten Sie ...«

»Sie sind nicht der Einzige, der hin und wieder einen Drink braucht, weil er Dinge gesehen hat, die einen um den Verstand bringen. Das Leben hier draußen ist alles andere als ein Zuckerschlecken.«

Der Soldat nickte dankbar, entkorkte die Flasche und setzte sie an seine Lippen. Nachdem er einen großen Schluck daraus genommen hatte, gab er sie Crown wieder zurück.

»Und mit solchen Hurensöhnen, die zu so etwas fähig sind, will ihr Gouverneur Frieden schließen?«

»Was haben sie jetzt vor?«, fragte Crown, anstatt zu antworten.

»Nach Fort Duncan zurückreiten. Hier können wir sowieso nichts mehr tun. Die Gewehre sind weg, unsere Jungs alle tot und die Schweine, die das getan haben, mit Sicherheit schon

längst über alle Berge.«

Hale hatte sich bereits bei seinen letzten Worten im Sattel aufgerichtet. Jetzt wandte er den Kopf, stieß die Faust in die Luft und brüllte seinen Männern zu: »Vorwärts! In Zweierreihen trabt an!«

Sie erreichten Fort Duncan am späten Nachmittag.

Im Gegensatz zu den Soldaten konnte Crown den Armeeposten schon riechen, noch bevor er in Sicht kam. Ein schwacher Geruch von beißendem Holzrauch, Pferdedung und verbranntem Essen stieg ihm in die Nase und wurde immer stärker, je weiter sie vorankamen.

Auf einem sanft geschwungenen Hügelrücken, von dem man aus freie Sicht auf das Fort hatte, ließ Sergeant Hale die Männer anhalten.

»Los, nehmt eure Hüte und klopft euch den Staub aus den Uniformen. Stopft euch das Hemd in die Hose, putzt die Stiefel und knöpft die Uniformjacken zu. Wenn wir ins Fort reiten, will ich, dass die Leute sehen, wie ich eine Kavalleriepatrouille anführe und keinen verdreckten Sauhaufen. Und kümmert euch auch um die Tiere, verstanden?«

»Jawoll!«, kam es fast gleichzeitig aus allen Kehlen.

Während die Soldaten damit begannen, die Spuren, die der lange Ritt bei ihnen und ihren Pferden hinterlassen hatten, zu beseitigen, blickte der Marshal die Anhöhe hinab. Das ganze Tal unter ihnen war ein einziges Gewimmel und Durcheinander.

Unzählige Pferde- und Muli-Gespanne beherrschten das Bild vor dem Fort. Manche von ihnen fuhren durch das weit offen stehende Haupttor, beladen mit Holz, Proviant und Futtermittel, andere verließen das Fort mit Soldaten in Arbeitsmontur, bewaffnet mit Äxten und Sägen.

An den Palisaden und auch in der Befestigungsanlage selbst wurde überall emsig gefegt, gehämmert und geputzt. Es war offensichtlich, dass man den Armeestützpunkt bis zum Beginn der großen Friedenskonferenz auf Hochglanz bringen wollte.

Abseits des Forts, etwa fünfhundert Yards weiter östlich, hatten schon die ersten Delegationen der Indianer ihr Lager aufgeschlagen. Crown erkannte die kegelförmigen Tipis der Southern Cheyenne, die Zweigenhütten mehrerer Apachen-Bands und grasbedeckte Unterkünfte, wie sie typisch für die Caddo-Indianer waren. Was er nicht sehen konnte, waren Abordnungen der einflussreicheren Stämme wie die der Kiowa oder Comanchen, aber deswegen hatte ihn Gouverneur Coke ja auch hierher beordert.

Im Fort angekommen wurde Crown sogleich von einem Lieutenant begrüßt, der ihn bereits erwartet hatte, während Hale sofort in die Kommandantur zum Rapport bestellt wurde.

\*

»Noch ein Stück?«, fragte Colonel Nelson Granger.

Dabei deutete er auf die Fleischplatte in der Mitte des Tisches.

Jim Crown schüttelte den Kopf, während er sein Besteck auf den Teller legte.

»Danke Colonel, das Essen war wirklich vorzüglich, aber wenn ich jetzt noch ein Stück davon esse, platze ich. Ein Lob an die Küche.«

Eigentlich wollte er nach dem langen Ritt früh ins Bett, aber es wäre unhöflich gewesen, die Einladung des Kommandan-

ten zum Abendessen auszuschlagen. Außerdem hatte der Colonel angedeutet, dass er ihn unbedingt allein sprechen wollte.

»Ja, mit diesen Antilopenstaks in Rotweinsauce hat die Küche in der Tat ein wahres Meisterstück abgeliefert. Aber leider ist die Küche im Moment der einzige Sektor in meinem Zuständigkeitsbereich, der ordentliche Arbeit abliefert.«

Crown, der sich unterdessen den Mund mit einer Stoffserviette abgewischt hatte, legte diese neben seinen Teller und starrte den Offizier fragend an.

»Wie darf ich das verstehen?«

Grangers Gesicht wurde augenblicklich ernst.

»Das erzähle ich Ihnen am besten bei einem Drink in meinem Arbeitszimmer.«

Der Colonel legte seine Serviette ebenfalls auf den Tisch, schob seinen Stuhl nach hinten und erhob sich. Während die Ordonnanz den Tisch im Wohnzimmer abräumte, ging Granger auf die Tür zu, die in einen der nebenan liegenden Räume führte.

Jim überraschte die Größe des Quartiers nicht, er kannte die Armeebestimmungen.

Als Colonel und Kommandant von Fort Duncan hatte Granger, obwohl er alleinstehend war, Anspruch auf ein Offiziersquartier, das ausgereicht hätte, eine vierköpfige Familie darin bequem unterzubringen. Crown folgte ihm nachdenklich. Er war gespannt, was ihm Granger zu erzählen hatte.

Nachdem sie das Arbeitszimmer betreten hatten, schloss Granger hinter ihnen die Tür und ging schnurstracks auf den Schreibtisch zu.

Crown sah sich indessen neugierig um.

Der Raum war schlicht, aber zweckmäßig eingerichtet. Hier

fand ein Mann so ziemlich alles, was er nach einem anstrengenden Arbeitstag benötigte, um zur Ruhe zu kommen. Ein breites, Sofa aus Büffelleder, eine Regalwand voller Bücher, einen Schaukelstuhl vor dem gemauerten Kamin und einen rustikalen Schreibtisch, auf dessen Tischplatte nicht nur einige Akten abgelegt waren, sondern auch mehrere Glaskaraffen standen, die offensichtlich mit Hochprozentigem befüllt waren.

Granger drehte zwei Gläser, die mit der Öffnung nach unten neben den Karaffen standen, um und wandte sich dem Marshal zu.

»Sherry oder Whisky? Ich habe aber auch einen ausgezeichneten spanischen Brandy.«

»Whisky, aber bitte nur einen Fingerbreit.«

Granger nahm eine der bauchigen Karaffen hoch, in denen eine bernsteinfarbene Flüssigkeit schwamm, und schenkte ein. Für Crown etwas mehr als einen Fingerbreit, für sich bis zum Rand. Dann reichte er Crown das Glas, hob das seine an und nickte dem Marshal zu.

Nach dem Zuprosten nippte Crown an seinem Glas und stellte es wieder auf den Schreibtisch zurück. Der Colonel tat es ihm nach, wobei Jim stirnrunzelnd registrierte, dass der Offizier sein Glas auf einen Zug geleert hatte.

*Wer Sorgen hat, hat auch Likör.* Jim wusste nicht, warum ihm gerade jetzt dieses Sprichwort seiner Großmutter eingefallen war, aber ein Blick auf Granger zeigte ihm, dass der Colonel tatsächlich Sorgen hatte.

Wenn er die nervösen Zuckungen in seinem Gesicht richtig deutete, sogar große Sorgen. Er musste deshalb auch nicht lange warten, bis der Offizier zu reden anfing.

»Ich habe Sie deshalb zum Abendessen in mein Quartier

eingeladen, weil wir hier unter uns sind. Ich kenne den Gouverneur persönlich und ich kenne auch Ihren Ruf, ich weiß also, was für ein Gewicht Ihr Wort gerade bei den Comanchen und Apachen hat. Deshalb habe ich Coke auch gebeten, sie hierher zu beordern. Wissen Sie, fast jeder im Land ist der Meinung, dass es eine große Ehre für mich ist, dass das Oberkommando der Armee ausgerechnet mein Fort ausgesucht hat, um die Friedensverhandlung hier abzuhalten. Aber dem ist nicht so, im Gegenteil, das Ganze wird in einem einzigen Fiasko enden.«

Crown wurde augenblicklich hellhörig.

»Wie kommen Sie darauf?«

»Laut Vorgabe des Armeeoberkommandos von Texas beträgt die Sollstärke meines Forts einhundertzwanzig Kavalleristen, etwa dieselbe Anzahl an Infanteristen und vierzig Mann Sanitätspersonal, Ordonnanzen, Scouts und angestellte Zivilisten. Tatsächlich sind es aber gerade einmal einhundertzwölf Männer, die hier unter meinem Befehl stehen. Es werden aber zwanzig bis fünfundzwanzig Stammesführer erwartet, die jeweils mit einer Abordnung von wenigsten einem Dutzend Krieger hier erscheinen werden. Können Sie mir vielleicht sagen, wie ich so viele Indianer, die zum Teil auch noch untereinander verfeindet sind, in Schach halten soll, wenn es hier Schwierigkeiten gibt? Denn dass es Schwierigkeiten geben wird, ist so sicher wie das Amen in der Kirche.«

»Wieso sollte es das?«

Der Colonel lachte gehässig, wandte sich wieder seinem Schreibtisch zu und schenkte sich sein Glas erneut voll. Wie beim ersten Mal leerte er es in einem Zug und stellte es danach so hart auf der Schreibtischplatte ab, dass die Karaffen und die anderen Gläser leise klirrten.

Dann drehte er sich abrupt wieder um und starrte Crown in einer Art an, die dem Marshal

regelrecht Magenschmerzen verursachte.

»Weil Leute wie Charles Bickham hier das Sagen haben.«

Crown legte die Stirn in Falten, er hörte diesen Namen zum ersten Mal.

»Bickham? Wer zum Teufel ist Bickham?«

»Ein fettes Schwein, das in Geld schwimmt und seine Finger überall im Spiel hat, wo Profit zu erwarten ist. In seinem Haus in Morton gehen sowohl Bankiers, Senatoren als auch der County-Sheriff ein und aus.«

»Komisch, mir gegenüber hat Gouverneur Coke diesen Mann mit keinem Wort erwähnt.«

»Das denke ich mir, dieser Kerl hat Beziehungen bis nach Washington. Dort gibt es einige, die mit ihm Geschäfte machen und deshalb ihre Hand schützend über ihn halten. Es würde mich nicht wundern, wenn er auch unter meinen Offizieren seine Leute hat, anders kann ich es mir nicht erklären, wie der Waffentransport sonst verraten wurde.«

»Haben Sie, was die Offiziere angeht, schon einen Verdacht?«

Der Colonel schüttelte den Kopf. »Leider nein, es könnte jeder sein.«

»Was für ein Interesse könnte Bickham daran haben, dass die Friedensverhandlungen scheitern?«

»Es ist kein Geheimnis, dass er sich das Land der Indianer unter den Nagel reißen will, sobald man sie aus ihren Jagdgründen vertrieben hat. Mit seinen Verbindungen kein Problem. Vorher wird er aber erst noch Waffen, Schnaps und Proviant sowohl an Weiß wie Rot liefern und sich damit eine goldene Nase verdienen.«

Crown nickte wissend.

Es war stets das gleiche Spiel. Wo immer skrupellose Geschäftemacher und korrupte Politiker Profit witterten, blieben stets die Schwachen auf der Strecke. Egal, ob es Siedler, Indianer, Mexikaner oder Menschen anderen Glaubens waren.

»Was macht Sie eigentlich so sicher, dass die Verhandlungen scheitern werden?«

»Weil bereits im Vorfeld Dinge geschehen sind, die eine friedliche Einigung allmählich fast unmöglich machen. Am Nueces River wurde ein Dorf der Lipan-Apachen überfallen, die Bewohner erschossen und ihre Hütten verbrannt. Kurz darauf hat man den Sohn eines Unterhäuptlings der Mescaleros unten am Pecos ermordet und skalpiert und jetzt der Überfall auf den Waffentransport. Genügt das, oder soll ich noch mehr aufzählen?«

»Nein«, sagte Crown. Bitterkeit lag in seiner Stimme.

Er wollte gerade zu einer Antwort ansetzen, als er das Schmettern einer Trompete vernahm.

Stimmen wurden laut, Soldaten fluchten, das schrille Kriegsgeschrei von Indianern war zu hören. Danach krachten Schüsse, denen trommelnder Hufschlag folgte, der sich rasch wieder entfernte. Crown und der Colonel sahen sich einen Moment lang fragend an, aber bevor sie nach draußen eilen konnten, ertönte von dort das Stampfen genagelter Armee-stiefel und gleich darauf hämmerte jemand mit der Faust gegen die Tür.

»Wer ist da?«, bellte Colonel Granger.

Jim zog seinen 45er, spannte den Hammer und richtete die Mündung auf die Tür. Er befand sich zwar im Quartier des Fortkommandanten, aber zur Hölle, die Friedhöfe in Texas

waren voll von Leuten, die der Meinung waren, dass ihnen in einem Fort nichts passieren konnte.

»Lieutenant Ernest Miller, Sir!«, rief eine Stimme draußen.  
»Ich habe hier einen Mann bei mir, der unbedingt mit Marshal Crown reden will.«

Der Colonel warf einen kurzen Blick zu Crown, und als dieser nickte, öffnete er die Tür.

Lieutenant Miller war ein untersetzter Endvierziger mit einem dunklen Schnauzbart und Tränensäcken unter den wässrigen Augen. Seine Hautfarbe war fast so dunkel wie die eines Indianers, was darauf schließen ließ, dass er die meiste Zeit seines Lebens bei Wind und Wetter im Freien verbracht hatte.

Im Moment hielt er seinen Army-Colt in der Rechten und eine Petroleumlampe in der erhobenen Linken. Der Mann neben ihm verzog keine Miene, obwohl die Mündung des Colts auf seinen Bauch zeigte und ihm das gelbliche Licht genau ins Gesicht schien.

Crowns Mundwinkel zuckten kurz.

Dieser Mann, der ihn unbedingt sprechen wollte, war kein geringerer als Ohnonuu, der Sohn von Ta-Peka, dem Häuptling der Penateka-Comanchen, dem wohl einflussreichsten Stamm dieses stolzen Reitervolkes.

»Ich grüße dich, Ohnonuu«, sagte Crown freundlich, doch voller Respekt.

Das Gesicht des Comanchen zeigte zwar keinerlei Regung, aber als er ihm antwortete, leuchteten seine Augen für die Dauer eines Herzschlags fast heller als das Licht der Lampe.

»Woha, ich grüße dich auch, Sternträger, wenngleich die Zeit unseres Wiedersehens voller dunkler Schatten ist.«

Sein Englisch war etwas holprig, aber die Aussprache rich-

tig und deutlich zu verstehen.

»Was ist geschehen?«, fragte Jim besorgt, während er sich suchend umblickte. »Wo ist dein Vater, Ta-Peka, oder bist du allein gekommen?«

»Er war nicht allein«, mischte sich Lieutenant Miller in ihre Unterhaltung ein.

Jim richtete den Blick auf den Soldaten.

»Die anderen Indianer, die ihn begleiteten, suchten sofort das Weite, kaum dass er das Haupttor erreicht hatte.«

Jim wandte sich augenblicklich wieder dem Comanchen zu.

In seinem Magen begann sich allmählich ein dumpfes Gefühl auszubreiten, das schnell immer stärker wurde. Auch wenn er noch nicht wusste, was geschehen war, spürte er dennoch instinktiv, das Ärger in der Luft lag, und zwar gewaltiger Ärger. Sein Bauchgefühl hatte ihn in dieser Hinsicht noch nie getrogen.

Das sich seine düsteren Vorahnungen auch dieses Mal bewahrheiteten, war ihm bereits nach den ersten Worten des Comanchen klar.

»Diese anderen Indianer haben mich nicht begleitet, sie haben mich verfolgt. Sie wollten mich töten!«

\*

Sie saßen im Quartier des Colonels, Granger am oberen Kopfe des Wohnzimmertisches, Lieutenant Miller am unteren. Auf der rechten Längsseite hatte Jim Platz genommen, ihm gegenüber saß Ohnonuu.

»Wir waren zwölf, als wir losgeritten sind, um hier am großen Treffen teilzunehmen«, sagte der Comanche und wandte sich Jim zu. »Mein Vater, ich und zehn Krieger. Kiowa-

Apachen überfielen uns in den Chisos Mountains, unweit des Lost Mine Trails. Sie haben meinen Vater und zwei unserer Krieger gefangen genommen und alle anderen getötet. Ich bin als Einziger entkommen, aber nur weil Puha, der große Geist, seine Hand schützend über mich gehalten hat.«

Irritiert blickte der Colonel zuerst auf den Comanchen, dann auf Jim Crown.

»Das verstehe ich nicht. Ihr Freund sagt, es waren Kiowa-Apachen, aber dieser Stamm nimmt doch auch an den Friedensverhandlungen teil. Es sind ja sogar schon einige von ihren Häuptlingen hier angekommen und haben ihr Lager vor dem Fort aufgeschlagen.«

»Das sind Chiefs von unbedeutende Bands, ihr Wort zählt so viel wie ein Grashalm in der Prärie«, erwiderte der Comanche.

»Wenn Sie Frieden mit den Kiowa-Apachen machen wollen, brauchen sie das Wort von Peso, dem Häuptling des Zedernholzstammes. Aber das werden Sie nie bekommen, denn Peso hasst die Weißen, er hat geschworen, sie alle wieder zurück ins Meer zu treiben.«

Miller lachte verächtlich. »Das dürfte dem Kerl wohl kaum gelingen. Eine Attacke einer Kompanie Kavallerie und er ist Geschichte.«

Das Gesicht des Comanchen zeigte keinerlei Regung, doch sein Blick war unheilverkündend.

»Oder die Kavalleriekompanie, soviel ich weiß, sind die Soldaten nur mit einschüssigen Spencer Karabinern ausgerüstet.«

»Was willst du damit sagen, Ohnonuu?«, fragte Crown, der aufgrund des düsteren Blicks des Indianers das Unheil bereits ahnte.

»Peso ist im Besitz der geraubten Winchester-Gewehre und er hat genug Krieger in seinen Reihen, die mit diesen Waffen umgehen können. Eine Salve daraus und die Pferdesoldaten werden Geschichte sein.«

Im Wohnzimmer wurde es plötzlich so still, dass man sogar die Stimmen der Indianer hören konnte, die fast fünfhundert Yards vom Fort entfernt ihre Zelte aufgeschlagen hatten.

Aus dem Gesicht des Colonels schien alle Farbe gewichen zu sein.

»Weiß Ihr indianischer Freund überhaupt, was er da sagt?«

Jim lachte gallig. »Oh ja, Ohnonuu hat jahrelang die Missionsschule besucht. Er kann wahrscheinlich besser lesen und schreiben als die meisten Weißen in Texas und er ist der Sohn eines einflussreichen Häuptlings. Ich glaube, dass er die Situation gut genug einschätzen kann, um zu wissen, was für eine Gefahr von Peso und seinen Kriegern ausgeht.«

Der Colonel schluckte merklich, als er seinen Blick auf den Comanchen richtete.

»Dann wissen Sie sicher auch, was Peso mit der Gefangennahme ihres Vaters bezweckt, oder?«

Der Comanche nickte. »Er wird ihn bis zum Beginn der Friedensverhandlungen gefangen halten. Wenn mein Vater nicht erscheint, um den Vertrag zu unterschreiben, werden auch die anderen Häuptlinge nicht zustimmen. Im Gegenteil, durch den Besitz dieser neuen Waffen werden manche von ihnen sogar zu Peso überlaufen.«

»Sie wissen, was das bedeutet?«, fragte der Colonel.

Jim nickte düster. »Damit wäre jegliche Hoffnung auf einen dauerhaften Frieden dahin. Es wird wieder Krieg geben, einen Krieg, bei dem es auf beiden Seiten nur Verlierer geben wird.«

Granger beugte den Kopf vor und vergrub sein Gesicht in beide Hände.

»Damit bin auch ich erledigt. Wenn das Ganze hier vorbei ist, bin ich wahrscheinlich die längste Zeit Soldat gewesen.«

»Es gibt nur eine Möglichkeit«, behauptete Jim. »Wir müssen Ta-Peka befreien und ihn bis zum Beginn der Friedensverhandlungen hierher nach Fort Duncan bringen.«

»Ha«, machte der Colonel und nahm die Hände vom Gesicht. Verzweiflung schwang in seiner Stimme. »Und wie wollen Sie das anstellen? Die Verhandlungen beginnen in sieben Tagen, selbst wenn ich jetzt sofort eine Kompanie Kavallerie ausrücken lassen würde, benötigen die Soldaten mindestens vier Tage, bis sie die Chisos Mountains erreichen. Abgesehen davon, dass so eine große Truppe schon von Weitem zu erkennen ist und wir damit rechnen müssen, dass Peso den Vater Ihres Freundes deshalb tötet, reicht die restliche Zeit niemals aus, um ihn zu befreien und rechtzeitig zurück ins Fort zu bringen.«

»Der Colonel hat recht«, pflichtete Lieutenant Miller seinem Vorgesetzten bei. »Es ist unmöglich.«

»Ist es nicht«, sagte Jim und schlug entschlossen mit der Faust auf den Tisch. »Damned, es müsste doch mit dem Teufel zugehen, wenn ein Dutzend entschlossener Männer es nicht fertig bringen, Ta-Peka zu befreien und rechtzeitig wieder hier zu sein, damit er sein Zeichen unter den Friedensvertrag setzt.«

Ohnonuu nickte nicht minder entschlossen.

»Wenn eine ganze Kompanie bei dieser Unternehmung zu scheitern droht, was können dann zwölf Männer erreichen?«

»Sehr viel, Colonel«, behauptete Jim. »Sie kommen schneller voran und man wird sie, wenn überhaupt, auch nicht so

schnell entdecken, da die Kiowa-Apachen mit Sicherheit genauso wie Sie nicht daran glauben, dass so ein Kommando Erfolg haben könnte.«

»Alles schön und gut, aber haben Sie überhaupt Erfahrungen mit solcherart von Einsätzen?«

Crown gestattete sich ein schmales Lächeln.

»Ich war während des Bürgerkriegs Captain einer speziellen Eingreiftruppe. Zusammen mit meinen Jungs habe ich nicht nur einmal hinter den Linien des Feindes für Aufregung gesorgt.«

Der Colonel runzelte die Stirn. »Seltsam, wie kommt es dann, dass ich nie etwas von einem Captain Crown gehört habe? Ich war schließlich von Anfang an bei diesem unseligen Bruderkrieg dabei.«

»Weil ich auf der anderen Seite stand.«

»Sie waren bei den Konföderierten?«, fragte Granger säuerlich. »Wieso?«

»Weil ich keine blauen Uniformen mag.«

\*

Jim hatte sich weit im Sattel vornübergebeugt und schlug immer wieder mit dem Hut auf die Kruppe seines Buckskins.

*Sieben Tage*, hämmerte es in seinem Kopf, *du hast nur sieben Tage Zeit, dann steht der ganze Südwesten in Flammen*. Allein der Gedanke daran trieb ihm den Schweiß auf die Stirn.

Er fühlte, wie sich der Buckskin unter ihm streckte, fühlte die Stöße des Sattels, während das Trommeln der Hufe immer schneller wurde.

Neben ihm ritt Ohnonuu, dahinter Lieutenant Miller, der sein Gewicht immer wieder im Sattel verlagerte, um seinem

Pferd die Möglichkeit zu geben, das mörderische Tempo mitzuhalten. Sergeant Hale und die anderen Männer dagegen hatten Mühe, ihnen zu folgen, und waren inzwischen fast fünfzig Yards weit zurückgefallen.

Sie waren seit zwei Tagen unterwegs und im Gegensatz zu der Prophezeiung des Colonels befanden sich die Chisos Mountains schon in Sichtweite.

Ohnonuu hatte sie mit geradezu traumwandlerischer Sicherheit hierher geführt. Jim hatte nicht die geringsten Zweifel an der Behauptung des Indianers, dass er wusste, wo die Apachen seinen Vater gefangen hielten.

Mit Beginn des dritten Tages, es war etwa zwei Stunden nach Mitternacht, erreichten sie die ersten Ausläufer der Berge. Als sie etwa eine Meile weit in die zerklüftete Felsenlandschaft vorgedrungen waren, hob Ohnonuu plötzlich den Arm.

Abrupt zügelten Crown und Miller ihre Pferde.

»Was ist?«, fragte Jim, der sich mit seinem Buckskin direkt neben dem Mustang des Comanchen befand.

Bevor der Indianer ihm antwortete, hob dieser erneut den Kopf und sog mit der Nase witternd wie ein Jagdhund die kühle Nachtluft ein. Inzwischen waren auch Hale und die anderen heran und Jim machte ihnen mit Handzeichen klar, dass sie sich ruhig verhalten sollten.

»Rauch!«, sagte der Comanche leise.

Die Männer sahen sich verwundert um.

Außer einigen Palo Verde Bäumen und einer zerklüfteten Bergkette, deren quarzhaltiges Gestein im Mondlicht silbern glänzte, war nichts zu sehen.

»Rauch bedeutet Feuer, aber hier ist nirgendwo ein Feuerchein zu sehen«, sagte Miller. »Außerdem rieche ich auch

nichts.«

Jim sah zu dem Indianer hinüber, der daraufhin mit vorge-strecktem Kinn auf die Bergkette deutete und voller Entschlossenheit sagte: »Rauch!«

»Hölle, er hat recht«, sagte Hale plötzlich.

»Aber von wo?«, wollte der Lieutenant wissen.

Der Comanche deutete sofort nach rechts. »Es kommt von dort! Das Feuer brennt hinter der Kuppe dieses Felsens. Die Flammen sind ziemlich klein gehalten und fast rauchlos. Dass ich es dennoch riechen kann, bedeutet, dass dort nicht nur ein Feuer brennt, sondern viele. Es muss ein ziemlich großes Camp sein, wahrscheinlich das Lager, in dem die Kiowa-Apachen meinen Vater gefangen halten.«

»Gut«, sagte Jim. »Dann komm mit, das möchte ich mir aus der Nähe ansehen.«

Die beiden Männer stiegen von ihren Pferden.

»Haben Sie etwa vor, das Apachen-Camp noch heute Nacht anzugreifen?«, fragte Miller.

»Wissen Sie einen besseren Zeitpunkt als im Schutz der Dunkelheit?«, fragte Jim zurück.

Zehn Minuten später hatten die Männer ihre Pferde angepflockt. Während Jim, der Comanche und Lieutenant Miller zu Fuß den Felsen hoch schlichen, blieb der Sergeant mit den anderen bei den Tieren zurück.

Kurz bevor sie die Felsenkuppe erreichten, legten sich die drei auf den Boden und krochen

bis zum äußersten Rand des Felsens. Dort angekommen versteckten sie ihre Köpfe hinter den Sträuchern, die hier und da auf dem harten Felsenboden wuchsen, und sahen hinunter. Das Camp der Kiowa-Apachen lag tatsächlich genau unter ihnen.

Die Indianer hatten ihre Hütten kreisförmig um ein Wasserloch herum errichtet.

Aber es waren zu wenige und sie waren viel zu klein, um allen Platz zu bieten. Die meisten der Männer dort unten lagen deshalb auf dem Boden um eines der vielen Lagerfeuer. Die Flammen waren kaum mehr als handhoch, aber der Rauch der unzähligen Feuerstellen hing wie dichter Nebel über dem Camp.

*Kein Wunder, dass Ohnonuu das gerochen hat*, dachte Jim, während er dem leisen Stimmengemurmel und den Geräuschen der Pferde lauschte, die der Nachtwind unten vom Camp zu ihnen hoch wehte.

»Wie viele sind es Ihrer Meinung nach?«, wollte der Lieutenant wissen.

Jim zuckte die Achseln. »Sechzig, siebzig, vielleicht auch achtzig. Ich kann nicht sehen, wie viele von ihnen in den Hütten stecken.«

»Sind Sie sich sicher, dass es das richtige Lager ist? Ich meine, es könnten ja auch irgendwelche Siedler oder Büffeljäger sein.«

Der Comanche spuckte in den Sand. »Woha, seit wann tragen solche Männer die Farben des Krieges im Gesicht?«

Dabei deutete er nach unten auf einen Wachposten, der breitbeinig neben der Wasserstelle stand. Sein grellbemaltes Gesicht war in der sternklaren Nacht deutlich zu erkennen.

Miller antwortete nicht, stattdessen wandte er sich Jim zu.

»Was haben Sie jetzt vor?«

»Runter gehen, den Häuptling befreien und dann zurück nach Fort Duncan reiten.«

»Zur Hölle!«, zischte der Lieutenant. »Sie wissen schon, dass uns die da unten mindestens fünf zu eins überlegen

sind?«

Jim zuckte die Achseln. »Wo ist das Problem?«

\*

»Okay«, sagte Jim Crown, nachdem er mit dem Lieutenant und dem Comanchen wieder den Berg hinunter geklettert war, und wandte sich den anderen Soldaten zu.

Dabei musterte er die Männer der Reihe nach eindringlich.

»Der Plan ist wie folgt: Nachdem wir alle da hochgeklettert sind, wird Sergeant Hale mit drei Männern runterschleichen und auf der linken Seite des Lagers in Stellung gehen. Dort gibt es genug Sträucher und Felsen, hinter denen sie Deckung finden. Lieutenant Miller übernimmt mit drei anderen die rechte Lagerseite, wo die Pferde der Apachen stehen. Die anderen bewachen so lange unsere Tiere.«

»Und Sie und der Comanche?«, wollte Hale wissen.

»Wie gehen direkt ins Lager und befreien den Comanchen-Häuptling.«

»Nur Sie beide?«, fragte der Sergeant ungläubig.

Crown zuckte mit den Schultern. »Jemand muss es ja machen, und da ihr alle gebraucht werdet, um den Rückzug zu decken, bleiben nur wir beide übrig. Ihr bleibt also bis etwa eine Stunde vor Anbruch der Morgendämmerung auf euren Posten, die ich euch zugeteilt habe. Sollten die Apachen unsere Flucht bemerken, werden der Lieutenant und seine Leute die Pferde aus dem Seilcorral befreien und sie erschrecken und durch das Lager jagen, während der Sergeant und die anderen sie unter Feuer nehmen. Wenn ihr bis dahin allerdings nichts von uns hört oder im Lager der Apachen kein Tumult losbricht, zieht ihr euch wieder zurück und reitet

nach Fort Duncan. Dann haben wir es nicht geschafft oder sie haben uns geschnappt. Noch Fragen?«

Die Soldaten verneinten schweigend.

»Okay, dann mal los!«

Inzwischen hatte sich der sichelförmige Mond zu den Sternen am klaren Himmel gesellt und sorgte gemeinsam mit ihnen dafür, dass die zerklüftete Bergwelt nicht in völliger Dunkelheit versank, sondern die Umgebung der Männer in einem Umkreis von wenigstens zehn Schritten so weit ausgeleuchtet war, dass man sah, wohin man trat.

Durch diese, wenn auch nur spärliche Helligkeit kamen die Männer wesentlich schneller voran, zumal bis auf den Krieger zwischen den Feuern nirgendwo sonst Wachposten zu sehen waren. Ein Umstand, der Jim nicht sonderlich verwunderte.

Hinter dieser Bergkette begann das Indianerland. Wer würde es schon wagen, dieses Lager anzugreifen? Jim schätzte, dass sich dort – Apachen und Comancheros zusammengenommen – beinahe einhundert Personen befanden. Keine Frauen, Kinder oder Alte, sondern nur schwerbewaffnete, zu allem entschlossene Kämpfer.

Dennoch gab es für ihn kein Zurück mehr.

Sieben Tage blieben ihnen Zeit, um einen Krieg zu verhindern, der den ganzen Südwesten in Brand setzen konnte, und zwei davon waren bereits ereignislos verstrichen.

Heute war der dritte dieser sieben so schicksalhaften Tage.

Jim schüttelte den Kopf, um die trüben Gedanken aus seinem Kopf zu vertreiben, und machte sich daran, Ohnonuu zu folgen, der sich dem Lager bereits bis auf wenige Schritte genähert hatte. Sein Ziel war offensichtlich jene Hütte, die als einzige von einem Posten bewacht wurde.

Jim beeilte sich, denn das Licht des Mondes und der Sterne war inzwischen blasser geworden. Ein deutliches Zeichen, dass es bis zum Morgengrauen nicht mehr lange dauern würde, und dann war das ganze Lager auf den Beinen. Das schien auch Ohnonuu zu wissen, denn der Comanche legte die letzten Yards bis zur Rückseite der Hütte im Laufschrift zurück, teilte das Zweigengeflecht, aus dem die Behausung errichtet war, und verschwand im Innern.

*Dieser Teil ihres Plans schien schon mal zu funktionieren*, dachte Jim, doch schon einen Atemzug später hatte er das Gefühl, als würde sein Herz aufhören zu schlagen.

Der Posten, der bisher mit gekreuzten Beinen schläfrig vor der Hütte saß, schien etwas bemerkt zu haben. Mit einem Satz war er auf den Beinen, blickte kurz nach rechts und dann nach links und streckte dann mit einem ärgerlichen Grunzen die Hand aus, um die Eingangsklappe zu der Hütte zurückzuschlagen.

Es konnte sich nur noch um Sekunden handeln, bis er mit seinem Geschrei das ganze Camp aus dem Schlaf riss.

Jim flog förmlich auf den Posten zu.

Der Comanche wirbelte augenblicklich herum und riss sein Messer aus dem Gürtel.

Doch im gleichen Moment war Jim heran.

Mit seiner Linken packte er die Messerhand des Indianers und drückte sie nach unten, während er ihm gleichzeitig einen kräftigen Faustschlag an den Hals versetzte.

Der Krieger grunzte, ließ das Messer fallen und taumelte zurück.

Als er dabei den Mund öffnete, um nach Hilfe zu rufen, hatte Jim keine andere Wahl mehr.

Er bückte sich, nahm das Messer, das der Indianer fallen ge-

lassen hatte, hoch, und rammte ihm die Klinge in die Kehle.

Aus dem Hilferuf des Postens wurde ein ersticktes Röcheln, dann fiel er zu Boden.

Im gleichen Moment stürzte Ohnonuu aus der Hütte. Ihm folgten drei Männer, von denen ihm der vorderste wie aus dem Gesicht geschnitten glich. Jim wusste sofort, dass diese ältere Ausgabe von Ohnonuu niemand anderes als dessen Vater war.

Zusammen mit dem Häuptlingssohn, seinem Vater und den anderen Comanchen hetzte er geduckt auf den Fuß des Abhangs zu, von dem er aus ins Lager der Apachen geschlichen war. Die Stelle lag abseits des Wasserlochs, hier brannten keine Feuer, hier lag niemand auf dem Boden und schlief.

Ta-Pekas Flucht aus der Gefangenschaft schien geglückt. Jedenfalls dachte das jeder.

\*

Jesse Marsh, die rechte Hand von Ethan Tucker, hatte sein Lager abseits der Feuerstellen in einer kleinen Bodensenke aufgeschlagen. Dort lag er auf seiner Satteldecke, den Hut tief in die Stirn gezogen und die Zügel seines Morgans eng um das Handgelenk gewickelt. Der Hengst war sein ganzer Stolz, ein prächtiges, wahrhaftiges Einhundertdollarpferd, das die Augen eines jeden Mannes zum Glänzen brachte.

Allerdings auch die der Kiowa-Apachen und deswegen hatte er sich hierher verzogen, um nicht noch mehr Aufmerksamkeit auf sein Pferd zu ziehen. Sie und die Comancheros waren zwar Geschäftspartner und Tucker hatte ihnen erst vor Kurzem fünfzig nagelneue Winchester-Gewehre zu einem Spottpreis überlassen, aber sie waren Indianer und vertrugen

keinen Alkohol. Jedenfalls nicht die Mengen, die an diesem Abend geflossen waren, als man den Coup mit den Gewehren und die Gefangennahme des Comanchen-Häuptlings feierte.

Da er wusste, dass es mit betrunkenen Indianern in der Regel immer Schwierigkeiten gab, hatte er deshalb diesen abseits gelegenen Schlafplatz vorgezogen. Dass er jetzt trotzdem mitten in der Nacht aufwachte, lag ebenfalls am Alkohol, genauer gesagt, am zu viel genossenen Alkohol. Seine Blase hatte ihn geweckt, und als er aufstand, hatte er das Gefühl, sie würde gleich platzen.

Einen Moment lang blickte er sich irritiert um, dann löste er die Zügel seines Pferdes vom Handgelenk, richtete sich auf und taumelte auf den nächsten Busch zu.

Es war beinahe schon zu spät, als er den Gürtel öffnete und seine Hose zu Boden fallen ließ, seine Unterwäsche war bereits nass. Aber das interessierte ihn nicht, das Einzige was in diesem Moment zählte, war der Umstand, dass der Druck in seinem Unterbauch nachließ, je länger er sich erleichterte.

Er schloss die Augen und furzte, während es weiterhin wie aus einem Wasserschlauch aus ihm herauslief. Als er endlich fertig war, bückte er sich und griff nach seiner Hose.

Marsh hatte die Finger seiner Hände gerade um den Hosensbund gelegt, als er hinter sich Schritte vernahm, die sich rasch vom Lager entfernten.

Der Comanchero ließ die Hose, wo sie war, richtete sich auf und blickte über die Schulter hinweg hinter sich.

Es war inzwischen so hell geworden, dass er die fünf Männer deutlich erkennen konnte, die gerade aus dem Lager in Richtung der Berghänge rannten. Als er sah, dass es sich bei den meisten von ihnen um die gefangenen Comanchen han-

delte, wurde ihm schlagartig klar, was geschehen sein musste. Obwohl seine Hose mitsamt dem Waffengürtel zwischen seinen Füßen am Boden lag und er untenherum völlig nackt war, begann er so laut zu schreien, das sich seine Stimme als vielfaches Echo an den Berghängen brach.

»Die Gefangenen sind frei, haltet sie auf! Sie wollen über die Hügel entkommen!«

Jim reagierte genauso schnell wie mitleidlos.

Er warf sich herum, nahm seinen Colt hoch und feuerte.

Die Kugel traf Marsh mitten ins Herz.

Sein Todesschrei vermischte sich mit dem Krachen des Schusses und hallte beinahe überlaut durch die schwindende Dunkelheit.

Einen Moment später war im Lager die Hölle los.

Fast einhundert Männer, Kiowa-Apachen wie Comanche-ros, waren im nächsten Moment auf den Beinen und schnappten sich die erstbesten Waffen, die ihnen in die Hände fielen. Allerdings sorgte der Schnaps des vergangenen Abends dafür, das ihr weiteres Handeln ziemlich planlos wirkte.

Ein Glück für Lieutenant Miller und seine Männer, die gleichzeitig reagierten.

Sie rannten, so schnell sie konnten, auf den Seilcorral zu, in dem die Pferde der Apachen durch den Lärm aufgeschreckt immer unruhiger wurden, zerschnitten die Stricke und schrien und brüllten.

Die Herde setzte sich augenblicklich in Bewegung.

Zuerst nur langsam, aber als die Soldaten damit begannen, über ihre Köpfe hinweg zu schießen, wurden sie von einer derartigen Panik ergriffen, dass es nichts und niemanden mehr gab, der sie aufhalten konnte.

Wie eine riesige Vernichtungswelle wälzten sich die Tiere durch das Lager, rissen Zelte und Zweigenhütten um, schleuderten Männer zur Seite und wirbelten mit den Hufen die glimmenden Reste der Feuer durcheinander, sodass die zerstörten Unterkünfte binnen kürzester Zeit in Flammen standen und es überall brannte. Die verzweifelten Versuche einiger Apachen, die Tiere aufzuhalten, endeten damit, dass die Männer durch die wirbelnden Hufe der in Panik geratenen Pferde regelrecht in den Boden gestampft wurden.

Gleichzeitig feuerten Sergeant Hale und seine Männer mehrere Male mitten in den Pulk der ziellos umherirrenden Apachen und Comancheros hinein.

Crowns Plan ging gänzlich auf.

Die Apachen waren viel zu geschockt und teilweise auch noch zu betrunken, um irgendwelche Gegenwehr zu leisten oder die Verfolgung aufzunehmen, jedenfalls im Moment.

Die Männer um Crown, Miller und Sergeant Hale rannten schießend den Felshang hinauf, auf dessen anderer Seite ihre Pferde auf sie warteten. Jim Crown hatte diesen Weg bewusst ausgewählt, weil es zu Pferde unmöglich war, den Hang zu erklimmen. Ihre Gegner mussten deshalb die Felsenformation umreiten, um ihnen folgen zu können, ein Umstand, der ihnen wenigstens zwei Stunden Vorsprung verschaffte. Eine Zeitspanne, die bei der anschließenden Verfolgungsjagd entscheidend sein konnte.

Als die Männer ihre Pferde erreichten, begann die Morgendämmerung das Land mit ihrem ersten Licht zaghaft zu erhellen. Erst jetzt bemerkte Jim, dass sie nicht mehr vollzählig waren. Lieutenant Miller, der seinen Blick bemerkt hatte, nickte düster.

»Yeah, zwei Männer fehlen. Corporal Olson, der mit mir die

Pferdeherde in Stampede versetzt hatte, wurde von einer verirrten Kugel in den Kopf getroffen und Private Beecher bekam einen Pfeil in den Rücken, als wir den Abhang hinauf rannten. Ich würde weiß Gott was dafür geben, wenn wir sie ordentlich begraben könnten, aber so ...«

Miller drehte ab und spuckte voller Bitterkeit zu Boden.

Dann richtete er sich im Sattel auf, straffte die Schultern und zeigte nach Westen.

»Also los, reiten wir nach Fort Duncan, die beiden sollen nicht umsonst gestorben sein.«

\*

Die Sonne war aufgegangen und stand inzwischen schon mehr als Fingerbreit über den Hügelketten im Osten. Die Männer ritten schweigend und in leichtem Trab. Crown schaute immer wieder über die Schultern zurück, während er sein Pferd stets in Höhe von Ta-Peka und den anderen Comanchen hielt.

»Die Hunde kommen mit ihren Pferden nicht über die Hügel. Sie müssen sie umreiten«, sagte Ohnonuu, der die suchenden Blicke des Marshals längst bemerkt hatte.

»Wir haben also etwas mehr als zwei Stunden Vorsprung.«

»Trotzdem sollten wir nicht schneller reiten«, erwiderte Crown mit ernstem Gesicht. »Die Pferde brauchen ihre ganze Kraft, um über den Lost Mine Trail zu kommen, erst dann sind wir in Sicherheit. Die zwei Stunden Vorsprung sind trügerisch. Du weißt selbst, dass wir die letzten Tage scharf geritten sind, während die Pferde der Apachen sich ausruhen konnten.«

»Die Worte des Sternträgers sind weise wie die Stimmen

unseres Ältestenrates«, sagte Ta-Peka, während er vor sich auf das umliegende Land deutete. »Von hier bis zum Lost Mine Trail gehört das Land den Kiowa-Apachen. Peso, ihr Häuptling, ist schlau wie ein Wüstenfuchs. Ich weiß, dass er seit unserer Gefangennahme Kundschafter losgeschickt hat, die ihm alles melden, was in seinem Land vorgeht.«

»Da!«, sagte Ohnonuu plötzlich scharf.

Jim drehte ruckartig den Kopf in die Richtung, in die der Häuptlingssohn deutete. Seine Hand zeigte auf die Hügelkette, die sich etwa eine Meile von ihnen entfernt zu ihrer Linken erhob.

Sein Pulsschlag beschleunigte sich augenblicklich, als er sah, wie zwischen den Hügeln ständig etwas in rascher Reihenfolge aufblitzte.

»Das sind Apachen-Signale«, sagte der Häuptlingssohn. »Sie gelten uns, die Kundschafter melden Peso gerade, wo wir sind.«

»Und jetzt?«

Der Comanche bleckte die Zähne, er sah dabei aus wie ein grinsender Büffelwolf.

»Jetzt sollten wir herausfinden, wie viel Kraft unsere Pferde noch besitzen. Wenn wir den Pass am Lost Mine Trail nicht vor ihnen erreichen, baumeln unsere Skalps spätestens Morgen an den Gürteln von Pesos Kriegern.«

Inzwischen hatte sich Lieutenant Miller etwas zurückfallen lassen und war jetzt mit Crown auf gleicher Höhe.

»Haben Sie das auch gesehen?«

Jim nickte.

»Was glauben Sie, was hat das Blinken zu bedeuten?«

»Ich schätze, wir bekommen demnächst Besuch.«

»Kiowa-Apachen?«

Jim nickte.

»Warum vermuten Sie eigentlich immer gleich das Schlimmste? Die Felsen in dieser Gegend sind ziemlich quarzhaltig, es könnten doch auch die Strahlen der Sonne sein, deren Licht sich an dem Gestein bricht.«

»Tatsächlich?«, schnappte Jim. Es klang ebenso abfällig wie resignierend. »Ich wusste gar nicht, dass die Sonne Signale in der Apachen-Sprache senden kann. Verdammt Miller, Ihre sogenannten Lichtreflexe sind nichts anderes als der Hinweis an Pesos Hauptmacht, wo wir uns im Moment gerade befinden.«

Der Lieutenant erwiderte daraufhin nichts, aber bereits eine Stunde später musste er erkennen, dass sich Jim Crowns Vermutung bewahrheitete. Er wollte gerade den Deckel seiner Wasserflasche aufschrauben und die Öffnung an die Lippen setzen, als Sergeant Hale neben ihm im Sattel herumfuhr und erschrocken nach Links starrte.

»Scheiße!«

Miller setzte die Wasserflasche wieder ab und musterte Hale mit einem fragenden Blick. »Was ist, Sergeant?«

»Da, sehen Sie!«, erwiderte Hale, seine Stimme vibrierte dabei vor Erregung. »Dort oben auf den Hügeln!«

Miller warf einen schnellen Blick zu den Hügeln hinauf und schluckte. Dann hängte er seine Wasserflasche, ohne einen Schluck daraus getrunken zu haben, wieder über das Sattelhorn und öffnete fluchend das geschlossene Halfter an der rechten Seite seiner Dienstkoppel.

Auf dem Hügelrücken tauchte nach und nach mehr als ein halbes Dutzend berittene Indianer auf. Mit einer geradezu aufreizenden Lässigkeit formierten sie sich zu einer lang gezogenen Reihe und brachten ihre Pferde auf dem Hügelrü-

cken in Stellung.

Sein Wunschdenken, was die Bedeutung des Blinkens betraf, hatte damit ein jähes Ende gefunden. Als Miller nach vorne fragend auf Jim blickte, deutete dieser nur stumm nach rechts. Dort, am Rande einer grasbewachsenen Ebene, war eine große Staubwolke zu sehen, die rasch näher kam.

Der Lieutenant hatte verstanden.

Er stemmte sich in den Steigbügeln ab, riss sich mit der Rechten den Hut vom Kopf und stieß sie nach vorne.

»Vorwärts«, brüllte er so laut er konnte. »Vorwärts, alle Mann nach Süden!«

Dann gab er seinem Pferd die Sporen.

Im gleichen Moment begann sich die Staubwolke zu teilen. Der größere Teil der Reiter versuchte sie anscheinend zu überholen, während der Rest weiterhin auf ihre rechte Flanke zuhielt. Miller hatte seine Militärkarriere zwar nicht in West Point begonnen, aber er wusste trotzdem, dass Pesos Krieger versuchten, ihren kleinen Haufen gleichzeitig von vorne, von der Seite und von hinten anzugreifen.

»Schneller, schneller!«, schrie Jim. »Sie versuchen uns den Weg zum Lost Mine Trail abzuschneiden. Wenn wir den Pass dort nicht erreichen, sind wir verloren.«

Die Männer wussten um ihre Lage und droschen wie wild auf ihre Pferde ein. Die Tiere streckten sich und gaben ihr Letztes. Schaum flog ihnen von den Lefzen, ihre Augen waren rotgerändert und traten fast aus den Höhlen und ihr Fell glänzte vor Schweiß.

Doch Pesos Krieger kamen immer näher.

Die ersten Schüsse krachten, das Kriegsgeschrei der Indianer kam rasch näher.

Jim beugte sich über den Hals seines Buckskins und gab die

Zügel frei. Das Tier flog wie von einem Katapult abgeschossen nach vorne. Er musste den Pass vor den Indianern erreichen, nur so hatten sie noch eine Chance. Der Pass war gerade mal so breit, dass ein Planwagen hindurch kam, ohne die Felswände zu berühren. Ein einzelner Mann mit einem guten Gewehr konnte hier eine Armee aufhalten und sein Buckskin war den Armeepferden haushoch überlegen.

Er musste es einfach riskieren.

Als er sich im Sattel umwandte, sah er, dass Ta-Peka und die anderen Comanchen ihre Mustangs gleichfalls zum Äußersten zwangen. Sie hatten die Zügel zwischen die Zähne genommen und lenkten ihre Tiere allein mit der Muskelkraft ihrer Schenkel, während sie mit ihren Gewehren unentwegt auf die Verfolger feuerten. Neben ihnen ritt ein noch junger Soldat, dessen Pferd das Tempo ebenfalls mithalten konnte.

Sein rostfarbener Fuchs war ein schneller Renner und der Soldat schien nicht nur ein ausgezeichneter Reiter zu sein, sondern auch leichtgewichtig, was bei diesem Verfolgungsrennen ein immenser Vorteil war.

Doch, so schnell er auch war, eine Kugel war immer schneller.

Crown hörte noch das helle Peitschen einer Winchester, dann brach das Pferd des Soldaten mitten im Galopp zusammen. Der Reiter wurde über den Kopf des Tieres geschleudert und fiel zu Boden, wo er regungslos liegen blieb.

Das Pferd, das ebenso am Boden lag, streckte den rechten Vorderhuf in die Höhe und wieherte schmerzvoll. Einen Moment lang war Jim versucht, sein Pferd herumzureißen und zu dem Soldaten zu reiten, aber dann sah er aus der Staubwolke, die ihre Verfolger aufgewirbelt hatten, zwei Pfeile herausfliegen, die den jungen Soldaten in den Rücken trafen.

Keinen Herzschlag später folgten zwei grell bemalte Kiowa-Apachen den Pfeilen aus der Staubwolke heraus. Jim riss sein Gewehr hoch und zog den Abzug durch. Die Apachen flogen in hohem Bogen aus ihrem Sattel.

Aber das sah Crown schon nicht mehr, stattdessen jagte er sein Pferd weiter und erreichte mit den Comanchen zusammen als Erster den Lost Mine Trail. An der engsten Stelle des Passes glitten sie von ihren Pferden und warfen sich hinter den überall am Wegesrand herumliegenden Felsbrocken in Deckung. Jim sah aus den Augenwinkeln heraus, wie ihre Pferde noch ein Stückchen weiter trotteten und schließlich neben einer Buschgruppe mit hängenden Köpfen stehen blieben, aber dann waren die Kiowa-Apachen, die versucht hatten, ihnen den Weg zum Pass abzuschneiden, auch schon heran.

\*

»Feuer!«, brüllte Crown und riss den Ladehebel seiner Winchester nach unten.

Im selben Augenblick krachten die Gewehre der Comanchen.

Fünf Kugeln klatschten gleichzeitig in die Phalanx der angreifenden Indianer. Fünf weitere Kugeln folgten, dann noch einmal fünf .

Der Angriff der Kiowa-Apachen wurden von dem schier endlosen Bleihagel abrupt gestoppt.

Die großkalibrigen Projektile fegten ein halbes Dutzend Kiowa-Apachen regelrecht aus dem Sattel, währenddessen mindestens ebenso viele Indianerponys wiehernd und mit den Hufen ausschlagend zu Boden gingen.

Der Angriff brach zusammen und die überlebenden Krieger galoppierten in wilder Flucht davon, während die Comanchen mit ihren Gewehren weiterhin unablässig in den Rücken der Flüchtenden feuerten.

Crown lud sein Gewehr nach. Er schaute zum Rand der Ebene hinüber, wo sich die Kiowa-Apachen wieder versammelten und nach und nach noch andere Reiter hinzustießen. Es handelte sich dabei um die Krieger, die versucht hatten, sie von der Seite und von hinten anzugreifen. Da kam erneut trommelnder Hufschlag auf, der sich rasch näherte, aber diesmal war es Lieutenant Miller mit seinen Soldaten, der in den Pass geritten kam. Crown ließ sein Gewehr sinken und gab Ta-Peka und den anderen Comanchen mit wenigen Handzeichen zu verstehen, dass alles in Ordnung war.

Ein Trugschluss, wie Jim erkannte, kaum dass die Soldaten heran waren.

Nichts war in Ordnung.

Während die Uniformierten auf Lieutenant Millers Befehl hin alle abgessen waren, blieb Hale so lange auf dem Rücken seines Pferdes, bis zwei der Soldaten ihm aus dem Sattel halfen. Das Gesicht des Sergeants war seltsam verzerrt und er stöhnte bei jeder Bewegung.

»Was ist mit ihm?«, wollte Jim wissen.

»Bauchschuss«, presste Lieutenant Miller zwischen den Zähnen hervor. »Die Indianer hatten uns beinahe eingeholt, als Hale sein Pferd herumdrehte und vier von ihnen aus dem Sattel holte. Das war unsere Rettung, der Angriff brach danach ab. Aber irgendeiner dieser Hurensöhne verpasste Hale noch eine Kugel mit einer von diesen neuen Winchestern. Bei Gott, wenn ich je eines von diesen Schweinen erwische, die den Rothäuten diese Gewehre verkauft haben, schneide ich

ihm die Eier ab, bevor ich ihm eine Kugel in seinen Dreckschädel jage. Und wenn es das Letzte ist, was ich in meinem Leben mache. Das ist das Mindeste, was ich für Sarge tun kann.« Dann senkte er den Kopf und schluckte.

Jim entging trotzdem nicht, dass sich die Augen des Lieutenants allmählich mit Tränen füllten.

»Verdammt Crown, wir sind zwölf Jahre zusammen geritten, haben immer in derselben Einheit gedient, er war fast so etwas wie ein Bruder für mich. Warum muss ausgerechnet er an einem Bauchschuss krepieren?«

Zusammen mit seinem letzten Wort wandte sich der Lieutenant ab und ging zu Hale hinüber, den die beiden Soldaten inzwischen hinter einem Felsen in Deckung gebracht hatten.

Crown, der gleichermaßen voller Zorn auf die Männer erfüllt war, die den Indianern die Waffen verkauft hatten, wandte sich ebenfalls um und ging auf seine indianischen Freunde zu.

Ta-Peka und sein Sohn hatten sich hinter ihrer Deckung erhoben, während die beiden Krieger bei den Felsen, hinter denen sie Schutz gefunden hatten, noch auf dem Boden saßen. Zu Crowns Verwunderung zeigten aber weder der Comanchen-Häuptling noch sein Sohn Erleichterung oder Freude über das Eintreffen der Soldaten, stattdessen starrten sie nur düster und stumm zu Boden. Jim begriff ihr Verhalten erst, als sich einer der beiden Krieger von seinem Platz erhob und einen Schritt zur Seite trat, während der andere weiterhin sitzen blieb.

Damit war für Jim die Sicht auf den am Boden kauern den Indianer frei. Sein Zorn wandelte sich in Wut, kaum dass er einen Blick auf den Comanchen geworfen hatte. Das kreisrunde Kugelloch, das in der Nähe des Herzens eine hässliche

Wunde auf seiner Brust hinterlassen hatte, war nicht zu übersehen.

Erschüttert wandte sich Jim ab.

Später einmal, als schon mehrere Jahre ins Land gezogen waren, erinnerte er sich daran, dass ihn in diesem Moment nur der Gedanke an Mary Ann davon abhielt zu verzweifeln.

Unterdessen hatten die Soldaten hinter den Felsen Stellung bezogen, nicht aber die Comanchen.

Ta-Peka blickte die Passstraße, woher sie gekommen waren, hinunter und dann den Weg hinauf. Dabei streckte er beide Arme aus, als wollte er die zu beiden Seiten fast dreißig Yards hoch aufragenden Felswände mit seinen Händen berühren.

»Der Trail ist so schmal, dass kaum mehr als ein Wagen oder zwei Reiter nebeneinander durchkommen. Deshalb können hier zwei oder drei Männer eine ganze Armee aufhalten, nicht für immer, aber doch lange genug.«

»Was willst du damit sagen?«, fragte Jim, obwohl er die Antwort bereits ahnte.

Der Comanchen-Häuptling deutete auf das obere Ende der Passstraße.

»Wenn sich die Kiowa-Apachen wieder gesammelt haben, werden sie angreifen. Es sind wenigstens vierzig Krieger, wir aber nur noch elf. Also müssen wir fliehen, aber wenn wir über den Pass kommen, müssen wir noch zwei Tage über flaches Land reiten, wo es kaum Deckung gibt. Dort werden sie uns einholen und alle töten. Ihre Pferde sind ausgeruht, unsere nicht, wir haben keine Chance, Fort Duncan zu erreichen, wenn wir alle zusammenbleiben.«

»Wir sollten es trotzdem versuchen. Jeder von uns ist mehr wert als zehn von diesen Kerlen.«

»Gerade deshalb müssen einige von uns die Kiowa-

Apachen hier so lange aufhalten, bis die anderen das Fort erreicht haben.«

»Das ist Selbstmord!«

»Nein, Sternträger, denn wenn die Führer der Peneteka und Yamparikas den Friedensvertrag nicht unterzeichnen, wird es keinen Frieden geben. Hunderte, wenn nicht sogar Tausende werden sterben, wenn wir Männer wie Peso nicht aufhalten. Mein Entschluss steht fest.«

»Nein, Ta-Peka, du kannst nicht hierbleiben. Dein Opfer wäre sinnlos, denn du bist der Häuptling der Penetekas, auf dein Zeichen unter den Vertrag kommt es an. Außerdem kannst du allein nicht viel ausrichten. Selbst wenn nur zwei von ihnen durch den Pass kommen, wird dich einer davon so lange mit seinem Gewehr unter Feuer nehmen, bis sich der andere an dich herangeschlichen hat und dich tötet.«

»Du irrst dich zweimal, mein Freund. Ich bin kein Häuptling mehr, Ohnonuu, mein Sohn, ist jetzt der Führer unseres Volkes. Es ist alles besprochen, von nun an ist er der Träger der heiligen Pfeife der Penetekas. Und ich werde auch nicht allein sein, wenn ich unsere Feinde begrüße.«

Ta-Peka wandte sich um und deutete auf den Comanchen, der immer noch neben dem Krieger stand, der leblos an dem Felsen lehnte.

»Der Gelbe Wolf wird an meiner Seite stehen. Der Tote dort war sein Bruder.«

»Das ändert nichts daran, das ihr beide sterben werdet. Ihr könnt Peso und seine Krieger nicht ewig aufhalten.«

»Ich weiß, aber wir können sie wenigstens so lange aufhalten, bis mein Sohn den Vertrag unterzeichnet hat.«

»Warum?«, fragte Jim, der inzwischen bis in sein Innerstes hinein völlig aufgewühlt war.

Er konnte es einfach nicht glauben, dass der Comanchen-Häuptling, den er seit Jahren kannte und respektierte, sein Leben so einfach wegwerfen wollte.

»Ich war in den Städten im Osten und habe die Macht deines Volkes gesehen. Die weißen Männer sind wie Heuschrecken, wenn sie so dicht fliegen, dass sie den ganzen Himmel verdunkeln. Die Comanchen können einen von ihnen töten, auch zehn und sogar zehn mal zehn und ihre Brüder werden sie dennoch nicht vermissen. Sie werden kommen so zahlreich wie Blätter im Wind und werden unser Volk auslöschen wie der Herbstwind eine brennende Kerze. Wir können nur überleben, wenn wir Frieden mit den Weißen machen, nur dann haben die Comanchen eine Zukunft. Ich aber bin alt, Ta-Peka zählt schon mehr als sechzig Winter, ich bin nicht die Zukunft, sondern mein Sohn.«

»Von was redet ihr beiden da eigentlich die ganze Zeit?«, fragte Sergeant Hale, der unweit der beiden am Boden lag.

»Ta-Peka und sein Begleiter wollen die Kiowa Apachen aufhalten, damit wir anderen eine Chance haben, das Fort zu erreichen, wo sein Sohn dann den Friedensvertrag unterzeichnet. Aber das ist Wahnsinn.«

»Nicht unbedingt«, erwiderte Hale. »Mit einem Mann mehr könnte man diese Scheißkerle durchaus so lange beschäftigen, bis die anderen in Fort Duncan sind.«

»Mag sein, aber wer ist so verrückt, sich den beiden anzuschließen?«

»Ich!«, sagte Sergeant Hale in einem Ton, dass es Crown kalt den Rücken hinunterlief.

Nachdenklich sah er zu, wie sich der Soldat mit schmerzverzerrtem Gesicht aufzurichten versuchte. Einem ersten Impuls gleich wollte er zu Hale hinübergehen und ihm helfen,

aber dann sah er mit Schrecken, dass der Blutfleck auf der Uniformbluse des Soldaten inzwischen so groß war wie eine Männerhand.

Bevor er etwas sagen konnte, machte Hale eine abwertende Handbewegung.

»Jetzt glotzen Sie nicht so, das ist ein Bauchschuss. Meine Chancen zu überleben sind nicht größer als die eines Schneeballs auf einer glühenden Herdplatte. Also sollte ich mein Leben geregelt haben, bevor ich vor meinen Schöpfer trete. Das habe ich inzwischen, deshalb würde ich, bevor mir der Arsch endgültig zuschnappt, gerne noch ein paar von diesen Scheißkerlen mitnehmen, denen ich die Kugel zu verdanken habe, damit sie mir in der Hölle die Stiefel putzen.«

Hale hatte kaum ausgesprochen, als sich die beiden Comanchen neben ihn stellten, ihre Hände auf seine Schultern legten und anfangen zu singen.

»Nur die Sonne lebt ewig, aber nicht die Numunuu<sup>3</sup>, nur die Berge leben ewig, aber nicht die Numunuu.«

Es war das Todeslied der Comanchen.

Jim Crown hatte das Gefühl, als würde Eiswasser durch seine Adern fließen.

Ta-Peka, Gelber Wolf und Sergeant Hale waren bereit, ihr Leben für den Frieden in diesem Land zu geben. Als ihm die Tragweite ihres Entschlusses bewusst wurde, fühlte er sich plötzlich unbedeutend und klein.

\*

Die Sonne hatte ihren höchsten Stand erreicht, als der Angriff

---

<sup>3</sup> Comanche = Volk

erfolgte.

Der Boden begann unter dem Trommeln von zweihundert Pferdehufen zu erzittern. Eine Wand aus gefiederten Lanzen, Gewehren, Schädelbrechern, halbwildem Ponys und fünfzig Kiowa-Apachen mit scheußlich bemalten Gesichtern und gefiederten Kriegshauben schob sich unaufhaltsam auf den Pass zu. Ein heidnisches, wildes Bild, das jeden normalen Menschen vor Angst erstarren ließ.

Doch nicht so Hale und die beiden Comanchen, sie wussten genau, das sich dieser respekteinflößende Anblick in dem Moment auflöste, in dem die Angreifer den Pass erreichten. Dort war gerade einmal so viel Platz, dass nicht mehr als zwei oder drei von ihnen nebeneinander reiten konnten, dort war ihre Übermacht nutzlos. Von diesem Augenblick zählte nur noch der Kampf Mann gegen Mann.

Aber das wussten auch die Kiowa-Apachen.

Kurz darauf kamen sie, Gelber Wolf sah sie als Erster.

Zwei einzelne Reiter, die langsam hintereinander in die Passstraße kamen und dabei ständig den Boden musterten. Es war offensichtlich, dass sie einen Hinterhalt vermuteten.

Fünfzig Yards dahinter kamen die anderen, jeweils zu zweit oder dritt nebeneinander.

Eine schier endlos scheinende Kolonne.

Inzwischen war der vorderste der Kundschafter bis auf wenige Yards an den Felsen herangekommen, hinter dem Gelber Wolf in Deckung lag. Er zügelte sein Pferd und starrte in die Richtung des Comanchen, als schien er zu spüren, dass dort jemand hinter dem Felsen lag.

Unvermittelt nahm er sein Gewehr hoch.

Der Comanche handelte augenblicklich.

Donnernd durchbrach sein Gewehrschuss die Stille. Der Ki-

owa-Apache riss die Arme hoch und stürzte aus dem Sattel. Der andere zog sein Pferd herum und galoppierte zurück. Doch noch ehe das Echo des Schusses erstarb, feuerte der Gelbe Wolf erneut. Das erschrockene Pferd des Flüchtenden bäumte sich auf und schleuderte seinen toten Reiter zu Boden. Die lang gezogene Reihe der Kiowa-Apachen geriet augenblicklich ins Stocken. Die Indianer wandten ihre Pferde und zogen sich zurück.

Danach herrschte drückende Stille.

Es verging mehr als eine Stunde, bis die Kiowa-Apachen wieder auftauchten. Diesmal kamen sie ohne Pferde. Ein halbes Dutzend Krieger, die wie Kastenteufel vorwärts sprangen und dabei jeden Felsbrocken und jeden Busch als Deckung nutzten, während sechs weitere hinter ihnen mit schussbereiten Gewehren ihren Vorstoß deckten.

William Hale, der einen Steinwurf hinter dem Gelben Wolf in Deckung lag, blickte zum Himmel und lächelte schmal. Nach dem Stand der Sonne hatten sie den anderen schon jetzt mindestens fünfzehn Meilen Vorsprung gegeben, ging es ihm dabei durch den Kopf. Wenn Sie bis zum Morgengrauen durchhielten, konnten sie die Kiowa-Apachen bis zum Fort nicht mehr einholen. Während der Sergeant noch seinen Gedanken nachhing, sprang einer der Kiowa-Apachen unvermittelt auf einen fast hüfthohen Steinquader und schoss von oben herab auf den Felsblock, hinter dem Gelber Wolf in Deckung lag.

Sofort antwortete ihm das Gewehr des Comanchen. Doch kaum hatte dieser den ersten Schuss abgegeben, erfüllte ein ohrenbetäubendes Krachen die schmale Passstraße. Wie auf einen stummen Befehl hin feuerten alle Kiowa-Apachen auf die Stelle, wo der Schuss von Gelber Wolf aufgeblitzt war.

Hale sah, wie sich die Gestalt des Comanchen förmlich in die Höhe schraubte. Der Körper des mutigen Kriegers wurde vom Kugelhagel der zwölf Apachen-Gewehre regelrecht zerfetzt. Der Kiowa-Apache, der von dem Steinquader aus nach unten auf die Deckung des Comanchen geschossen hatte, sprang von dem Felsblock herunter, lief mit weit ausgreifenden Schritten auf den Toten zu und skalpierte ihn.

Dann lief er wieder zu dem Steinquader zurück, sprang empor und schwenkte seine bluttriefende Trophäe mit der hocherhobenen Linken hin und her.

»Jihaaaaaaa!«

Sein Kriegsschrei hallte weithin durch die Passstraße und wurde als Echo mehrfach von den hohen Felsen zurückgeworfen. Jetzt kam auch Bewegung in die Hauptmacht der Kiowa-Apachen. Befehle wurden gerufen und unten am Anfang der Passstraße kam der gedämpfte Hufschlag von Pferden auf.

Es dauerte nicht lange, bis Hale sie kommen sah.

Diesmal ritten sie hintereinander und hielten sich dicht an den Felswänden. Dennoch waren sie viel zu ungeduldig. Sie konnten es kaum noch erwarten, aus den Felsen herauszukommen, um die Soldaten und die geflohenen Comanchen zu töten und anschließend zu skalpieren.

Hale hatte deshalb leichtes Spiel, den Anführer der Horde auszumachen.

Der Krieger war nicht zu übersehen.

Er thronte auf einem prächtigen Rapphengst. Sein Gesicht war mit roten und schwarzen Farbstreifen bemalt, in der Rechten hielt er eine Kriegslanze, umhüllt mit glänzenden Tierfellen und in der Linken ein grellweißes Schild, auf dem ein gezackter roter Blitz aufgemalt war. In die Mähne des

Pferdes waren glänzende Ornamente aus Messing und Silber eingeflochten und bei näherem Betrachten konnte man erkennen, dass der Fellsattel mit frischen Skalps verziert war.

Hale ignorierte die wahnsinnigen Schmerzen, die in seinem Bauch wüteten, richtete sich hinter seiner Deckung auf und zielte auf den Oberkörper des Indianers.

Dann zog er den Abzug durch.

Das Springfield Gewehr krachte und Hale schrie auf, als er den harten Rückstoß an der Schulter verspürte. Für Sekunden wurde es schwarz vor seinen Augen. Deshalb sah er nicht, wie die großkalibrige Kugel den Indianer in Höhe des Herzens in die Brust traf und ihn vom Pferd schleuderte.

Er konnte erst wieder klar sehen, als der Rapphengst mit den Vorderhufen steilte und den Indianer in den Boden stampfte. Hale feuerte eine Kugel nach der anderen in den Pulk der in Panik umherirrenden Kiowa-Apachen ab, bis sich die Echos der Schüsse an den Felsen brachen, dass es den Anschein hatte, als krachten hier mindestens ein Dutzend Gewehre.

Die Indianer fluteten von Entsetzen gepackt zurück.

Erneut senkte sich eine beinahe lähmende Stille über den Pass am Lost Mine Trail. Diesmal dauerte es bis weit in die Nacht hinein. Mond und Sterne standen bereits hoch am Himmel und warfen ihren silbernen Lichtschein auf das Land, als das Schweigen endete.

Zuerst kläffte ein Kojote.

Dann kollerte irgendwo ein Stein über die Felsen. Gestalten schälten sich aus dem dunklen Schatten der Felswände. Einer dieser Schatten kroch direkt auf den Felsen zu, hinter dem sich Hale verschanzt hatte.

Sekunden später war der Schatten heran, den Tomahawk

erhoben, bereit, dem verhassten Weißauge den Schädel einzuschlagen.

Doch Hale stand bereits vor seinem Schöpfer.

Er saß mit dem Rücken an den Felsen gelehnt, der ihm als Deckung gedient hatte. Das Kinn war ihm auf die Brust gesunken und seine Augen starrten leblos zu Boden, indes der Mond sein wachsbleiches Gesicht mit fahlem Licht überzog.

Das Triumphgeschrei der Kiowa-Apachen war noch nicht verebbt, als Ta-Peka wusste, dass er nun der Letzte war, der sie noch an der Durchquerung des Lost Mine Trails hindern konnte.

Er starb im Morgengrauen, als die Kiowa-Apachen so lange auf ihn zu jagten, bis ihm keine Zeit mehr blieb, um nachzuladen.

\*

Mitternacht war längst vorüber, aber Jim Crown fand immer noch keinen Schlaf.

Unruhig wälzte er sich in dem Quartier, das ihm Colonel Granger zugewiesen hatte, auf dem Bett herum. Gewiss war der Vertrag am Vortag von allen Beteiligten unterzeichnet worden, aber Jim wusste genau, dass der Frieden damit noch lange nicht gesichert war.

Peso, der mächtige Häuptling der Kiowa-Apachen, war noch immer auf dem Kriegspfad, die Comancheros gingen ihren schmutzigen Geschäften weiterhin nach, als wäre nichts geschehen, und Charles Bickham hatte sich mit einem Rudel Anwälte umgeben, die dafür sorgten, dass man ihn rechtlich nicht belangen konnte.

Außerdem gab es da immer noch diesen Saboteur unter

Grangers Soldaten, der nicht nur den Waffentransport, sondern noch weitere Armeegeheimnisse verraten hatte.

Jim hatte sich die letzten sechsunddreißig Stunden im wahrsten Sinn des Wortes die Hacken abgelaufen, um Nachforschungen anzustellen und Leute zu befragen. Jetzt, wo er endlich zur Ruhe gekommen war, spürte er, wie tief in seinem Innern immer mehr die Wut in ihm aufstieg.

Es durfte nicht sein, dass drei ehrenhafte Männer am Lost Mine Trail gestorben waren, um den Frieden in diesem Land zu sichern, während die Verantwortlichen für die Unruhen straffrei ausgingen. Zornig wälzte er sich auf die andere Seite und zog seine Decke bis zu den Schultern hoch. *Bei Gott, diese Verbrecher werden nicht ungeschoren davonkommen, schwor er sich. Und wenn es das Letzte ist, was ich tun werde.*

Er versuchte seine Gefühle unter Kontrolle zu bekommen und ruhig zu atmen, um endlich Schlaf zu finden. Aber es gelang ihm nicht, er versank lediglich in einen Dämmerzustand.

Irgendwann weckten ihn die typischen Geräusche eines erwachenden Armeepostens.

Jim blinzelte verschlafen und wälzte sich auf die Seite.

Befehle wurden gebrüllt, Stiefeltritte knirschten im Gleichklang auf dem sandigen Boden, Pferde wieherten, das Rattern von Wagenrädern kam auf und in jedem Winkel des Forts waren Stimmen zu hören. Aus der Ferne ertönte der blechern klingende Weckruf einer Trompete.

Jim schwang die Beine aus dem Bett und richtete sich gähmend auf.

Er hatte kaum geschlafen und fühlte sich so müde und gerädert wie nach einer durchzechten Nacht. Trotzdem war er augenblicklich hellwach, als er das Tuscheln zweier Männer vernahm, die direkt vor seiner Tür standen.

»Meinst du, er ist schon wach?«, flüsterte einer.

»Kaum, es ist kurz nach fünf und er ist beim Colonel erst auf halb acht zum Frühstück eingeladen. Die Vertragsverhandlungen zogen sich bis zum Abend hin und nach dem Gewalttritt, den er hinter sich hat, wird er sicherlich ausschlafen wollen. Und wenn schon, wir sind zu zweit.«

»Aber wenn man uns hört ...«

»Wer soll uns denn hören?«, zischte die zweite Stimme.  
»Die Trompete bläst gerade zum Wecken. Fast jeder ist mit Antreten zum Morgenappell oder Revier reinigen beschäftigt und ein Messer macht keinen Lärm. Aber jetzt genug gequatscht, los, bringen wir es endlich hinter uns!«

Jim war sofort hellwach.

Er griff nach seinem Waffengurt, der am Kopfende seiner Lagerstatt am Bettpfosten hing, und zog den Army Colt aus dem Holster. In diesem Moment wurde die Tür zu seinem Quartier geöffnet und zwei maskierte Männer stürmten herein. Einer von ihnen hielt ein Messer in der Hand, der andere ein Gewehr.

Jim feuerte augenblicklich.

Der Mann mit dem Gewehr wurde von seiner Kugel hoch in der Schulter getroffen. Der Aufprall des Projektils wirbelte ihn herum und schleuderte ihn aus dem Zimmer nach draußen. Bevor der Messermann reagieren konnte, machte Jim einen schnellen Schritt und knallte ihm den Lauf seines Army Colts auf die Stirn. Der Maskierte ließ das Messer fallen und ging mit einem lauten Schrei in die Knie.

Jim beugte sich über ihn, nahm das Messer an sich und riss ihm die Maske vom Gesicht. Er war nicht sonderlich überrascht, als er den Soldaten erkannte. Gleichzeitig bemerkte er, dass es vor seinem Quartier plötzlich nur so von Uniformier-

ten wimmelte. Jeder von ihnen hielt ein Gewehr in den Händen, dessen Mündung unmissverständlich auf ihn zeigte.

»Waffe weg!«, bellte der Soldat, der ihm am nächsten stand. Es war niemand anderes als Lieutenant Miller.

»Verdammt, Marshal Crown, können Sie mir vielleicht sagen, was das zu bedeuten hat? Wie kommen Sie dazu, auf Soldaten des Forts zu schießen?«

»Da müssen Sie sich schon bei Ihrem Vorgesetzten erkundigen«, sagte Jim und deutete vielsagend auf den Mann, der ihn mit einem Messer attackiert hatte.

Der Lieutenant drehte ruckartig den Kopf und wurde sichtbar blass um die Nasenspitze, als er den Mann erkannte.

»Howard?«

Ungläubig starrte Miller auf den immer noch am Boden kauern den Offizier.

»Ich verstehe nicht, was ... was hat das zu bedeuten?«, fragte er fassungslos in die Runde.

»Das kann ich Ihnen sagen!«, entgegnete Jim scharf. »Captain Shipman ist alles andere als ein ehrenwerter Offizier, er ist ein Spieler und ein lausiger obendrein. Er hat so viele Schuldscheine unterschrieben, dass man damit ein ganzes Haus tapezieren könnte.«

»Aber deshalb wird man doch nicht gleich zum Verräter an den eigenen Kameraden.«

»Oh doch«, behauptete Crown. »Weil man nämlich damit erpressbar ist. Der Captain wäre nach Colonel Grangers Pensionierung befördert worden und damit zum Fortkommandanten aufgestiegen. Allerdings nicht, wenn das Armeeoberkommando von seiner Spielsucht und den Schuldscheinen erfahren hätte, und genau das hat ein gewisser Charles Bickham ausgenutzt, der im Besitz dieser Schuldscheine ist, da

ihm in Morton einige Saloons gehören.«

Das Gesicht des Lieutenants glich einer steinernen Maske, als er den Soldaten befahl, den Captain und seinen Handlanger abzuführen.

»Und wie geht es jetzt weiter?«, fragte Miller, nachdem sie allein waren.

»Ich weiß nicht, wie die Armee in dieser Sache weiter verfährt, aber ich für meinen Teil werde diesem Bickham einmal einen Besuch abstatten.«

\*

Morton lag wie ausgestorben in der Sonne.

Der Alltag hatte das kleine Städtchen unweit des Rio Grande wieder. Die unzähligen Zeitungsreporter, die über die Verhandlungen mit den Indianern in Fort Duncan berichtet hatten, waren wieder zurück in den Osten gereist, die Cowboys der umliegenden Ranches mit dem anstehenden Herbst-Round-Up beschäftigt und die Stadtbewohner gingen wieder ihrem gewohnten Leben nach. Die Kinder mussten zur Schule, die Männer zur Arbeit und die Frauen hatten Besorgungen zu erledigen und mussten sich um den Haushalt kümmern.

Es war Donnerstag und deshalb herrschte auch in den Saloons kaum Betrieb.

Niemand konnte es sich mitten in der Woche leisten, seine Zeit in Spelunken totzuschlagen, wenn am anderen Tag die Arbeit auf einen wartete.

Jim Crown war deshalb einer der Wenigen, der sich an diesem Vormittag auf der Main Street von Morton befand. Bis auf ihn, einigen Frauen mit Einkaufskörben und zwei weißbärtigen Oldtimern, die vor einem der Saloons in Lehnstüh-

len auf dem Vorbau saßen, war keine Menschenseele zu sehen.

Vor dem Store stand ein flacher Farmwagen und gegenüber waren zwei Pferde am Haltebalken vor der Bank angeleint. Irgendwo bellte ein Hund und aus der Schmiede am Stadtrand erklangen Hammerschläge.

Deshalb nahm auch außer Jim niemand Notiz von dem kaum mittelgroßen, bärtigen Mann mit dem tief geschnallten Revolver, der just in diesem Moment das Haus neben dem Store betrat.

Crown wusste im gleichen Moment, in dem er den Kopf hob, dass er am Ende seines Ritts angelangt war.

Über dem Eingang des Hauses war ein großes Holzschild angebracht, auf dem die Worte *Charles Bickham, Real Corporation, Inc.* zu lesen waren.

Der Marshal spürte sofort, dass hier etwas nicht in Ordnung war. Kein Mensch, der friedliche Absichten im Sinn hatte, betrat ein Haus, ohne anzuklopfen und zog dabei auch noch den Colt und spannte den Abzug. Jim lenkte sein Pferd auf das nächste Gebäude zu, wickelte die Zügel seines Buckskins um den Haltebalken und eilte dann auf die Eingangstür des Hauses zu, in dem der Bärtige verschwunden war. Das Fenster daneben stand, warum auch immer, sperrangelweit offen.

Am Fenster angelangt riskierte er einen schnellen Blick in das Innere.

Dort hantierte ein korpulenter Anzugträger, bei dem es sich den Beschreibungen nach um Charles Bickham handelte, hektisch vor einem Kanonenofen umher und stopfte in die Feuerluke nach und nach irgendwelche wichtig aussehende Dokumente und eng beschriebene Papiere hinein, die sich auf einem danebenstehenden Schreibtisch stapelten.

Jetzt kannte Crown auch den Grund, warum das Fenster offen stand. Bickham hatte inzwischen schon so viel von den Papieren verfeuert, dass die Ofenplatte durch die Hitze dunkelrot glühte. Mehr konnte er nicht erkennen, da die Tür zu dem Zimmer plötzlich langsam nach innen schwang.

Zuerst war nur eine Hand mit einem Colt zu sehen, dann schob sich nach und nach die ganze Gestalt in den Raum. Bickham war so mit dem Verbrennen der Papiere beschäftigt, dass er den Mann erst bemerkte, als dieser ihn ansprach.

»Hallo Bickham, was gibt das denn, wenn es fertig ist?«

Der Geschäftsmann zuckte zusammen, als hätte ihm jemand einen Eisblock unter das Hemd geschoben. Sein Gesicht, das durch die Hitze fast genauso rot glühte wie die Ofenplatte, wurde schlagartig bleich. Langsam drehte er den Kopf, während sich seine Hände öffneten und die Papiere, die er in den Fingern hielt, zu Boden fielen.

Als er den bärtigen Mann erkannte, nahm sein Gesicht augenblicklich wieder Farbe an und verzerrte sich zu einer hass erfüllten Fratze.

»Tucker!«, zischte er wütend. »Sind Sie verrückt geworden, hier aufzutauchen? Was wollen Sie?«

Der Comanchero lächelte kalt. »Was wohl! Geld natürlich!«

»Geld, für was? Dafür, das Sie es nicht verhindern konnten, dass der Friedensvertrag mit den Indianern zustande kam, obwohl ich Ihnen haufenweise Geld in Ihren gierigen Rachen gestopft habe?«

Tucker zuckte mit den Schultern. »Das war blöd, ich weiß, aber Sie hätten mir in dieser Sache auch von Anfang an freie Hand lassen sollen. Rothäute haben noch nie als Komplizen getaugt, da macht Peso, dieser großenwahnsinnige Apachen-Häuptling keine Ausnahme.«

»Im Nachhinein ist man immer klüger. Aber genug davon, verschwinden Sie endlich!«

»Erst, wenn ich Geld gesehen habe und das nicht zu knapp. Die Armee ist mir auf den Fersen, ich muss von hier verschwinden. Doch dazu brauche ich Geld, also los, raus mit der Kohle!«

Der Comanchero war indessen so weit herangekommen, dass er nur noch den Arm ausstrecken musste, um Bickham seinen Revolver unter die Nase zu halten. Trotzdem zeigte der Geschäftsmann nicht die geringsten Anzeichen von Nervosität.

Jim, der die Unterhaltung draußen vor dem Fenster verfolgt hatte, zögerte. Irgendetwas musste geschehen sein, was Bickham plötzlich so selbstsicher machte.

Aber was?

Die Antwort kam prompt.

»Ich habe Sie gebeten zu verschwinden und wie Sie wissen, wiederhole ich mich nicht gern. Also hauen Sie endlich ab, oder ...«

»Oder was?«

Bickham lächelte süffisant. »Sonst wird Ihnen mein Leibwächter Beine machen.«

Dabei hob er die Hand und deutete mit dem Zeigefinger über Tuckers Schultern hinweg.

»Sie kennen Phil Stone sicherlich noch, er war der Mann, der mich mit der Kutsche in das Tal gefahren hat, wo ich Ihnen den Tipp mit den Gewehren gegeben habe. Im Moment lenkt er allerdings keine Kutsche, sondern zielt mit einer Schrotflinte auf ihren Rücken. Sie haben die Wahl, entweder Sie verschwinden oder Sie werden hier sterben!«

Tucker wirbelte auf dem Absatz herum.

Bevor Jim eingreifen konnte, zog Stone den Stecher der Schrotflinte durch und traf den Comanchero aus unmittelbarer Nähe in den Rücken.

Bickham und sein Leibwächter reagierten augenblicklich.

Der Comanchero lag kaum auf dem Boden, als sie auch schon die Papiere vom Schreibtisch in die große Reisetasche stopften, die Stone mitgebracht hatte.

»Verdammt Stone, das war knapp. Dieser Arsch hat mich glatt überrumpelt. Hast du das Geld?«

Stone nickte und deutete auf die Reisetasche.

»Yeah, alles hier drin. Zwölftausend Dollar, mehr war nicht im Safe.«

»Das reicht vorerst, wenn wir in Del Rio sind, löse ich meine Konten bei der Countybank auf und dann nichts wie ab Richtung Osten.«

»Wäre Mexiko nicht sicherer? Dort können uns die texanischen Behörden nichts anhaben«, gab Bickhams Leibwächter zu bedenken.

Der Geschäftsmann winkte ab. »Was will ich bei diesen Greasern? Wenn man dort mitbekommt, wie viel Geld ich besitze, bin ich schon am nächsten Tag ein toter Mann. Nein, Stone, wir gehen nach Osten. Ich kenne da in Washington einige einflussreiche Leute in Regierungskreisen, die uns beschützen.«

»Und wenn nicht?«

»Keine Angst, das werden Sie, sonst wird der gute Mister Bickham ein paar Dinge ausposaunen und danach werden diese feine Herrschaften genauso im Jail landen wie ich.«

Jim ließ sie gewähren, da er hoffte, aus ihrer Unterhaltung heraus noch weitere Dinge zu erfahren, die vielleicht wichtig waren, wenn Bickham und seinem Leibwächter der Prozess

gemacht wurde. Als er sah, wie sie das Haus verlassen wollten, positionierte er sich neben der Eingangstür und begrüßte sie mit schussbereitem Colt. Stone wollte noch die Schrotflinte heben, aber dann erkannte er, dass schon mehrere Stadtbewohner die Straße hochkamen. Als Jim sah, dass der Town Marshal von Morton die schwerbewaffneten Männer anführte, wusste er, dass seine Mission jetzt endgültig beendet war.

\*

Es war kurz nach Sonnenaufgang.

Ein Bussard schwebte hoch über den Felskuppen der sanft geschwungenen Hügelkette, von der aus man freie Sicht auf Fort Duncan hatte. Die niedrigen Berghänge waren durchsetzt mit immergrünen Pinien, Cholla-Kakteen und Salbeibüschen und die sanfte Stille war untermalt vom leisen Gluckern und Gurgeln eines Bergbaches.

Es war ein fantastischer Anblick und eine würdige Szenerie für ihren Abschied, wie sich Jim eingestand. Ohnonuu stand reglos neben seinem gefleckten Mustang und sah zu, wie Jim von seinem Buckskin stieg und langsam auf ihn zukam.

In seinem Gesicht war keine Regung zu sehen, als ihn der Marshal ansprach, nur seine Augen leuchteten seltsam.

»Es ist an der Zeit, Abschied zu nehmen, Ohnonuu. Dein Volk wartet auf dich.«

Der Comanche blickte hinter sich, wo mehrere Krieger seines Stammes bereits ungeduldig auf ihn warteten. Crown hatte dafür gesorgt, dass sie ihn sicher ins Dorf geleiteten, solange die Armee Peso und seine Kiowa-Apachen noch nicht gestellt hatte.

»Ich weiß, dennoch fällt mir der Abschied nicht leicht. Was

glaubst du, wenn wir uns das nächste Mal wiedersehen, herrscht dann immer noch Frieden zwischen unseren Völkern?»

»Die Chancen stehen gut. Nachdem Tucker tot ist, sind die Comancheros nicht mehr als ein Rudel zahnloser Hunde. Bickham und sein Leibwächter müssen sich vor Gericht wegen Mord verantworten, Captain Shipman hat sich in seiner Zelle erhängt und Peso und seine Kiowa-Apachen werden den Herbst nicht mehr als freie Männer überleben. Die Armee hat von Fort Ringgold und Fort Griffin aus bereits mehr als eintausend Soldaten in Marsch gesetzt. Es gibt also niemanden mehr, der den Frieden stören wird. Die Zeit des Blutvergießens ist zu Ende.«

»Dann sehen wir uns also in einer besseren Zeit wieder.«  
Jim nickte.

Während er zusah, wie der Comanche sein Pferd herumzog und mit den anderen nach Osten ritt, überfiel ihn Wehmut. Er wollte Ohnonuu noch so viel sagen, aber er hatte nicht die richtigen Worte gefunden. Er hoffte inständig, dass es dem jungen Häuptling gelang, seinen Stamm in die Zivilisation zu führen. Wenn die Comanchen nicht die Lebensweise des weißen Mannes annahmen, waren sie genauso dem Untergang geweiht wie die meisten anderen einstmaligen freien Stämme in Texas.

ENDE

Hank Edwards war schnell, gefährlich schnell, aber gegen Jim Crown dennoch chancenlos.

Der Marshal sah, wie auch Mike, der Mann am Fenster, zur Waffe griff.

Mit einer Bewegung, die so schnell war, dass ihr kein Auge folgen konnte, flog ihm der Colt in seine Rechte.

Dann krachten Schüsse.

Nur Hank konnte einmal abdrücken. Sein Blei schlug vor seinen Füßen in den Dielenboden des Saloons, als er wie betrunken unter dem Einschlag von Crowns Kugel schwankte. Mike starb stehend, noch bevor er seine Waffe aus dem Holster gezogen hatte. Seine Beine knickten unter ihm weg. Krachend stürzte er gegen einen der neben ihm stehenden Tische und riss im Fallen auch noch zwei Stühle um.

Das ist nur eine der vielen packenden Szenen aus dem nächsten Abenteuer um Marshal Crown.

Band 50 der beliebten Westernserie trägt den Titel

*... und dann kam Marshal Crown*

Ein Western, der eines Jubiläumsbandes wahrhaft würdig ist. Wie es sich für einen solchen Band gehört, gibt es natürlich auch etwas zu gewinnen.

Es lohnt sich also reinzulesen.